



Kalide

Mädchen mit der Harfe

Kalides Mädchen mit der Harfe

Von Kurt Bimler

In einer illustrierten Beilage der Schlesischen Zeitung von 1928 hat Erwin Hinze seine Entdeckung eines eisernen Abgusses dieser Figur veröffentlicht. In den wenigen Zeilen Begleittext sagt Hinze, daß er wohl diese bisher als verschollen geltende Figur Kalides, die er im Garten des staatlichen Hüttenamtes im Gleiwitz fand, unserm Bildhauer zuschreiben dürfe. Er beruft sich nur auf die Notiz des Berliner Ausstellungskataloges der Akademie von 1838, welche das Gipsmodell eines niederknieenden und die Harfe berührenden Mädchens erwähnt. Jrgendwelche Gründe für die Beschreibungswürdigkeit an Kalide gibt Hinze nicht.

In meiner Kalidemonografie hatte ich diese Figur als verschollen bezeichnet. Tatsächlich haben wir einen Eisenabguß vor uns, dessen Inhalt zu der zitierten Katalogstelle zu stimmen scheint. Die Frage des Kunsthistorikers ist nun: Haben wir auch wirklich eine Schöpfung Kalides vor uns, oder ist es die Arbeit eines anderen Künstlers? Es gehört natürlich die eingehende Kenntnis der Kunst unseres genialen Landsmannes einerseits und der gesamten Berliner Bildhauerschule andererseits dazu, um die Antwort zu geben.

Sie fällt für Kalide aus, eine Reihe von Momenten still kritischer Art spricht überzeugend für seine Autorschaft.

Wir dürfen das speziell Kalidesche hier nicht im inhaltlichen Motiv suchen, wenn unser Bildhauer auch darin gewöhnlich neue Wege gegangen ist oder sie gesucht hat. In der Bacchantin auf dem Panther, in den Mäusen, im Knaben mit dem Schwan oder mit dem Biegenbock figuriert Kalide das Erleben, die Konzeption in der außerordentlich gefassten und im stürmischen Rhythmus gebannten Komposition. Das vorliegende Motiv des Harfe spielenden Mädchens ist jedoch so zahm, so alltäglich, dürfte man fast sagen, daß es jeder seiner künstlerischen Zeitgenossen ebenso gut gegeben haben könnte. Anders steht es um die Form. Hier springen zwei absondernde Momente in die Augen: Die Stellung und der Kopf.

Die Stellung des breitbeinig knieenden Mädchens ist eine Eigenheit, die keiner der klassizistisch arbeitenden Kollegen ersonnen haben könnte. Von Zeitgenossen würde sie als gesucht und brutal bezeichnet worden sein. Ohne Verlegung des üblichen Schönheitsgefühls und des Unstandes gibt sich hier ein neues Bewegungsmotiv, das der Ber-

liner Schule durchaus fremd ist. Die Entfernung Kalides von dieser Schule tut sich in ihm überaus deutlich kund. Ebenso steht es um den Kopf des Mädchens. Das Individuelle des Gesichtes und der Haartracht fällt dem Kenner auf. Alles Hellenisierende ist darin vermieden, das realistische Porträt offenbart den eigenwilligen Künstler, dem die Persönlichkeit seines Modells, hier wahrscheinlich seiner Tochter, höher steht als das Kunstprinzip der Zeit, aus dessen Nichtachtung sich aber auch die oft bewiesene Gering schätzung des klassizistisch eingestellten Publikums ergibt.

Das heißt, daß die Figur unverkauft blieb. Kalide ließ trotzdem in seiner heimatlichen Eisengießerei Gleiwitz einen Abguß machen, der anstatt des Gipsmodells erhalten ist. Wir freuen uns, daß Oberschlesien auf diese Weise ein Kunstwerk gewonnen hat, und es wird Pflicht sein, den bisher im Freien aufgestellten mitgenommenen Eisenguß zu restaurieren und einen neuen Guß zur Aufstellung im Oberschlesischen Museum anzufertigen.

*

Die gebotene Gelegenheit der Vervollständigung der Kenntnis von Kalides Arbeiten benutze ich hier, um ein soeben von mir entdecktes noch unbekanntes Werk von Kalide zu nennen. Ich fand es im Ausstellungskatalog der schlesischen vaterländischen Gesellschaft von 1855, das unter der Nummer 585 zusammen mit dem „Pferd“ und dem „antiken Stier“ (Abguß davon im Gleiwitzer Museum) aufgezählt ist, das Gipsmodell einer Kuh, das als eines der Ergebnisse seiner bekannten Tierstudien aus dem Anfang des dritten Jahrzehntes auf der Ausstellung zu sehen war, und das als Begleiter oder vielmehr Folgeerscheinung seiner Kopie des antiken Stieres aufzufassen ist.

Frühlingslied

Von Christine von Winkler

Ruhevoll wechseln Schatten und Licht
Auf der morgenleuchtenden Wiese,
Karg erst begrünt,
Recken die Eichen,
Heilige Arme priesterlich aus,
Himmel an schwingt
Der Buchen zarter Gerüst,
Seliger Sehnsucht voll,
Leuchtend vom Maienlaub umdacht.
Aber die Linde breitet sich rund,
Lächelnd im Schleier der makellosesten Schöne.
— Ach, wie stolz
Schleppen die Lannen

Schwer ihr Gewand auf dem lieblichen Rasen.
Sternentaler, zierlich und zart,
Hängt erst der Ahorn spärlich ins Licht,
Doch die Kastanie
Rauscht schon prangend im Festkleid.
— Liebliche Birke, du schauerst noch leis,
Zagst in der Kühle des Frühlwinds,
Siehe, Wildhäuschen spielen schon drollig
Wichseingleich dort im Grase,
Ach, und vieltausend Ringelblumen
Taten die Sternenaugen schon auf,
Dich zu grüßen, du Holde, du Schönste der Baum-
[fräum.

Zum 60. Geburtstag von Robert Kurpiun

Robert Kurpiun, Oberschlesiens erfolgreicher Schriftstellerjubilar, hat in den letzten Wochen von vielen Seiten aufrichtige Worte der Anerkennung und Verehrung, der Achtung und Freundschaft gehört, und wenn es auch durchaus nicht seine Art ist, sich laut feiern zu lassen, so wird er es sich doch gefallen lassen müssen, wenn jetzt „Der Oberschlesier“ gewissermaßen den Ring schließt und die folgenden Gedenkblätter Robert Kurpiun und seinem Werke zueignet.

„Der Oberschlesier“ erfüllt damit nur eine selbstverständliche Pflicht; denn Robert Kurpiun gehört von Anfang an zu dem engeren Mitarbeiter- und Freundeskreis unserer Heimatzeitschrift. Er war immer zur Stelle, wenn wir seine Erfahrung und Hilfe brauchten. Auch gerade die Mitarbeit im „Oberschlesier“ war für ihn Grenzlanddienst. Dabei drängte er sich niemals mit seiner Meinung auf, sondern er fühlte sich immer als Teil unter Teilen, er wußte, daß gerade diese Gemeinschaftsarbeit unserm „Oberschlesier“ den besonderen Stempel aufdrückt.

Über auch liebe persönliche Erinnerungen binden den unterzeichneten Herausgeber an Robert Kurpiun, angefangen von den schönen Jahren kurz vor dem Kriege, da ich als junger Lehrer im Hultschiner Ländchen seine Bücher las und als Bücherwart der örtlichen Volksbücherei sie gern bevorzugt ins Volk gab, wie es ihnen zufiel! Unvergessen werden mir auch immer jener Nachmittag und Abend in schwerster oberschlesischer Abstimmungszeit bleiben, da ich den deutschbesorgten Dichter in seinem Heim am Rande der gerade damals bedrohten oberschlesischen Bergstadt Tarnowitz besuchte. Seither hat unsere deutsche Not im oberschlesischen Grenzlande uns in Treue fest verbunden und uns wertbeständige Freundschaft schließen lassen.

Von den Feiern zum 60jährigen Geburtstage Robert Kurpiuns sei wenigstens die erhebende Ehrung des Dichters anlässlich der letzten Hauptversammlung des Schuhverbandes deutscher Schriftsteller, Gau Oberschlesien in Oppeln hier wiedergegeben. Pastor Konrad Schmidtz-Gleiwitz, der 1. Vorsitzende dieser starken oberschlesischen Schriftstellervereinigung, führte dort u. a. aus:

„Es ist für mich und viele andere immer das Schönste, die reinste Freude gewesen, bei einem, der so wirkt wie Sie, zu gleicher Zeit den Menschen würdigen zu können, und ich glaube, wer Ihr Arbeiten kennt, der wird immer wieder Ihre hervorragende Persönlichkeit in wohltuender Weise empfunden haben. Sie sind, ein Kind des deutschen Ostens, von Preußen hierher nach Oberschlesien gekommen. Es ist, als ob die Nähe der Grenze in Ihnen die Liebe zum Deutschtum ganz besonders geschürt und lebendig erhalten hat. Sie haben Ihre berufliche Arbeit sowohl der bergbaulichen Wissenschaft, als auch der Erziehung der Jugend zur Arbeit fürs Vaterland gewidmet.

Sie haben in dieser Hinsicht außerordentlich viel geleistet mit größter Treue und tun es jetzt in den letzten Jahren noch wiederum in ganz besonderem Maße zum Besten Oberschlesiens. Es ist zu wundern, wie Ihnen dabei noch Zeit und Frische geblieben ist, die Feder zu führen. Welcher Reichtum blüht vor mir auf, wenn ich mir vergegenwärtige, was Sie alles geschrieben haben. Auf vorderstem und gefährlichstem Posten stehend, haben Sie mit den Mitteln, die dem Schriftsteller gegeben sind, Scharfe und Klarheit des Wortes und überhaupt dem Vermögen, der ehrlichen Überzeugung Ausdruck zu geben, für Oberschlesiens Recht und Freiheit gekämpft.

Sie haben nie einen Feind gefürchtet und haben sich immer frei gefühlt, und die Liebe zu den Schwarzwäldern hat Ihnen Schaffensdrang nie erlahmen lassen. Sie haben mit glühendem Herzen die Schmach empfunden, die unser Vaterland traf, als Oberschlesien in zwei Teile zerrissen wurde. Sie haben die Schrecken des oberschlesischen Verzweiflungskampfes wie wenige geschildert, und Sie haben die Pflichttreue gezeichnet, mit der in diesem Kampf der deutsche Oberschlesier gesuchten hat, und so wird Ihr Name noch in späteren Jahren genannt werden als der Name desjenigen Dichters, der in schwerster Zeit die Ehre Deutschlands und die Liebe zur Heimat hochhielt. Daher ist es uns Bedürfnis, Ihnen ein Zeichen unserer innigen Schätzung in dieser Stunde zu überreichen." (Der Redner überreicht Robert Kurpius eine Bronzefigur Friedrichs des Großen auf einem zylindrischen Marmorsockel.)

„Schlesischer Marmor und oberschlesisches Gusswerk. Ich glaube, diese Büste wird Ihnen immer eine liebe Erinnerung bleiben an Ihr Wirken in Oberschlesien. So nehmen Sie das Stück aus unseren Händen als ein Zeichen innigen Dankes für das, was Sie uns immer gewesen sind: Ein Mensch, ein Poet, ein Kämpfer. „Mit 40 Jahren ein Mann, mit 50 Jahren reif, mit 60 Jahren gehts auch noch an,“ so sind wir gewiß und wollen hoffen, daß Ihnen die Frische, die Sie bis jetzt ausgezeichnet hat, noch lange erhalten bleiben möge zum Segen für die Jugend, zum Segen für unsere Heimat und unser ganzes Vaterland.“

Bewegten Herzens will Robert Kurpius in seiner Antwort von diesen Worten schöner Anerkennung manches streichen und geringer stellen und bekennt dann: „Ich habe mich bemüht, meine Müßestunden so zu nutzen, wie es der Allgemeinheit zum Vorteil ist. Dass manches nicht die Vollkommenheit und Größe erreicht hat, wie man es sich wünscht, das liegt im Menschlichen. In Bezug auf das Literarische möchte ich nur eins erwähnen: Dass es immer wenig ist, was wir in der richtigen innerlichen Form zum Ausdruck bringen können. Immer aber habe ich es ehrlich gemeint, und immer habe ich auch ehrlich die Arbeit auf mich genommen, die auszuführen war. Hier eben liegen die Grenzen für das menschliche Vermögen, und diese einzuhalten war ich immer bestrebt. Ich sehe das Verwirrte nicht als das meiner Auffassung Gegebene an. Ich liebe das Geraadlinige, Klare und Offene. Ich erkenne weiterhin, dass es nicht genug ist, mit der Kunst zu erschüttern, sondern dass Zweck und Sinn in der Kunst

liegt, die Herzen warm zu machen, zur Höhe zu führen und das Gute im Menschen zu wecken. Kunst ist Feierstunde, Märchenland. Ich sehe hinter jedem Kunstwerk einen lichten Schleier wehen, hinter diesem Schleier schauen wir in ein Sonnenland, das fernab von uns liegt. Unsere körperliche und geistige Wachstumsentwicklung verläuft in ähnlicher Richtung, von der innerlich und äußerlich gebundenen Jugend, von der Tiefe der Heimat zum großen Werk am Vaterland. Der Gipfel ist das Göttliche, von dem die möglichen Kräfte des Menschen zurückkehren in den Schoß der Erde. Das ist mein menschliches und zugleich literarisches Glaubensbekenntnis. Viele gehen andere Wege als ich im Denken und Glauben. Vielleicht bessere Wege. Gott sei mit ihnen, wenn sie das Ziel, das wir uns alle stecken, schneller und schöner erreichen, und wenn sie den Kräften, von denen sie sich zu diesem Ziel führen lassen, einen lebendigen Ausdruck geben. Die Hauptsache ist: mit frohem Herzen, hellen Augen und mit starkem Willen alles das zu tun, was uns zunächst selbst in unmittelbarer Nähe als hoch und heilig gilt."

Erwähnt sei, daß die *Uraufführung* seines Schauspiels „*Die Schwarzwälder im Feiern*“ in Gleiwitz, Beuthen und Peiskretscham durch die wagemutige Oberschlesische Wanderbühne unter Alfons Hayduck vom Jubilar als ein wohlverdientes schönes Geburtstagsgeschenk aufgenommen worden ist.

Auch die *Kurpiusnaußäde* „*Oberschlesierrs*“ möge der Dichter annehmen als gutgemeintes und ehrliches Bekenntnis zu seinem Schaffen und zu seiner lonteren Persönlichkeit! Wenn wir diesmal gleich *zwei* markante Männer Oberschlesiens über Robert Kurpius berichten lassen, so vor allem deshalb, um die Wertschätzung offenbar zu machen, der sich Robert Kurpius bei allen Verantwortungsbewußten erfreut. Und wenn Karl Kaisig und Willibald Köhler trotz ihres zunächst vielleicht verschiedenen Blickfeldes zum Schluß in Robert Kurpius den verehrten Freund gleich herzlich begrüßen, so ist das eine recht wertvolle Lehre für unsere oberschlesische Heimat- und Kulturarbeit: Nicht immer, wenn die eigene Meinung der von andern zuwiderläuft, diese andern gleich bis zum Weißbluten bekämpfen zu wollen, sondern auch sie — fest auf seiner Weltanschauung beharrend — gelten zu lassen und achten zu lernen! Damit fängt ja erst, wie kürzlich ein hervorragender oberschlesischer Verwaltungsbeamter mit Recht meinte, Kultur an.

Karl Szodroß.

Robert Kurpius ist geboren am 13. April 1869 in Gondrinnen (Ostpr.) und lebt seit 1893 als Bergschullehrer in Oberschlesien, bis zur Abtretung Ostoberschlesiens in Tarnowitz, seither in Peiskretscham. Seine hauptsächlichsten Werke: „Der Mutter Blut“, Roman — „Bunt Volk“, Novelle. — „Die Schwarzweisen“, Schausp. — „Das schwarze Weib“, die Geschichte eines Einsamen aus dem Volke. — „Feierschicht“, ein Lesebuch für junge Berg- und Hüttenleute. — „Ultimo“ u. a. Novellen. — „Einbruch G. m. b. H.“, Lustspiel mit Gesang in 3 Aufz. — „Entrissenes Land“, Bilder aus Oberschlesien. — „Das Flammenhaus“, Roman. — „Berthold Ringmanns Heimkehr“, Erzähl. aus eines Landes tiefster Not. Eigene Lebensbeschreibung in „Der Bannwald“, Bd. I.

Die Starka*

Von Robert Kurpum

Zwei bescheidene Fenster schanen aus der großen Welt draußen freundlich hinein in das enge Stübchen der Barbara Collors und mühen sich um Licht und Wärme. Denn beide sind tener geworden, strahlen oft nur aus dem dürtigen Eisenherd in der hintersten Ecke und werden sparsam gespeist aus dem kleinen Vorrat schwarzer Kohlen, den das arme Weiblein alle paar Tage auf ihrem gebückten Rücken in einem alten Sack kutschend heranschleppt.

Doch jetzt ist der harte Winter gewichen. Vor dem Haus jubeln die Lerchen. Sonnenstrahlen umschmeicheln ihre Lieder, huschen über die ersten Veilchen am Hang, die Knoepfen am Fliederbusch und halten es nicht unter ihrer himmlischen Würde, sich im grauen Scheitel über dem pergamentnen Gesichtlein der alten, erdgeborenen Frau zu spiegeln, die am Fenstertisch sitzt und zerschlissene Wäsche ausbessert. Ein verstohlenes Lichtlein gleitet ab und huscht neugierig hinüber in die offenen blauen Augen eines zehnjährigen Knaben, der der Greisin gegenüberstellt und ein Märchen vorliest. Das letzte Fünklein aber findet über das Märchen hin seinen Weg in das Dunkel des Herdes, wo ein heimliches Flämmchen, Fünkleins Bruder, glimmt, und kuschelt sich zulegt mollig in das warme Fell der granen Käze, die unter dem Herde sitzt und spinnt. Ihr glatter Pelz ist so blank wie die Scheiben im Licht, wie die Kochgeschirre am Rahmen. Und der weißgescheuerte Fußboden hebt einen Wettkampf an mit den Vorhängen am Fenster und dem breitspurigen Tisch in der Mitte, der sich etwas Besonderes auf seine blitzschnelle Platte einbildet.

Und spielt doch um alle Helle, allen Glanz im Stübchen der Starka, der Großmutter, die Not des Tages schon viele Jahre ihre ernste, grobkörnige Melodie. Doch — immerhin eine Melodie mit Dominante und Auflösung, mit Spannung und Ausklang, Wunsch und Erfüllung in des Lebensliedes ewiger Harmonie.

„Starka, warum flickst du immer?“ Der Knabe hat sein Märchen entlassen. Die Starka erhebt den Blick über die Brille. Stunde diese nicht dazwischen, man könnte die beiden Augenpaare für eins halten.

„Ja, Peterle, das ganze Leben ist des Herrgotts Flickstube.“

„Aber im Sommer, Großmutterle; da flicken wir nicht, im Garten, gest?“

„Nein, mein Junge, der Herrgott muß auch mal Zeit haben, was Neues zu schaffen, damit wir hernach im langen Winter zu flicken haben, ja zu flicken!“

„Möcht auch mal 'ne neue Jacke haben, Starka,“ fordern die roten Lippen.

* Im Preisausschreiben zur Gewinnung oberschl. Kurzgeschichten und Schilderungen 1928 mit einem Preise ausgezeichnet und hier als Erstdruck veröffentlicht.

„Geduld, Peterle, zu Pfingsten, da hab ich Geld beisammen.“ Und die alten Augen lachen, lachen so jung und blau wie die des Knaben und wie die ersten Veilchen am Hang.

„Ja, Starka, aber wenn du noch ein einzig mal Kohlen im Sack schleppst, dann werd' ich bös, sehr bös, verstehst du!“

„Ja, ja, du wirst sehr bös! Jetzt, Peterle, trag den Pack Wäsche zur Frau Doktor, und ich werd' morgen im Garten anfangen. Von dem Geld für die Wäsche kaufst du dir für 'nen Böhm vom Bäcker“

„Einen ganzen Böhm für Fastenbretzel?“ Der Junge hängt der Großmutter am Halse.

„Nu geh schon!“ Und wie er beglückt mit dem Packen davonspringt, schaut ihm die Greisin nach, bis er hinter der Ecke verschwindet. War das nicht ihre eigne Jugend?

— Die Starka legt die knochige Hand über die Augen, als wollte sie das Bild festhalten. Ein beseligendes Aufatmen huscht über ihre Seele und flüstert in leisem, weichem Klingen, wie eine Neolharfe im ersten Morgenwind.

„Ja, wenn ich dich nicht hätt, mein Peterle!“ murmelt sie, und hinter dem Vorhang der Augen spielt sich alles wieder ab, was einst gewesen: Das Glück der Ehe und des Mannes früher Tod; sie allein mit der Not und vier Kindern. Eins folgte bald dem Vater, zwei rahn der Weltkrieg, und das letzte, die Lena, starb, als sie Peterle das Leben gab. Der Juranek Paul war aus dem Krieg auf Urlaub, heiraten wollt' er die Lena. Da war's geschehen und kostete ein Leben und — ein Kind der Sünde. Sünde? — Und wär's Sünde gewesen, blutrot, die zehn Jahre hätten sie schneeweiss gewaschen im ausufernden Strome von Arbeit und Not. —

Es klopft. Die Starka öffnet. Ein fremdes Gesicht.

„Inspektor Mühlhaus vom Wohlfahrtsamt.

„Sind Sie die Witwe Collors?“ fragte der Eintretende freundlich. „Darf ich eintraten?“

„Bitt' schön,“ Während sie den Gast zur Fensterbank führt, wo das Licht hell auf sein Gesicht fällt, bemerkt sie, wie des Mannes Blicke forschend umhergleiten und jedes Ding im Zimmer abtasten. Was will er? Ein unerklärliches Gefühl inneren Widerstrebens warnt die Frau, auf der Hut zu sein.

„Also wie geht's, Frau Collors? Immer noch rüstig bei Ihren Jahren?“

„Gottseidank! Arbeit hab ich und Gesundheit. Mehr brauch ich nicht.“ Sie mustert mißtruisch den Fremden.

„Nun ja, liebe Frau Collors, das ist sehr schön; die meisten denken nicht so; doch bei Ihrem Alter und mit dem Enkel ist's doch sehr schwer.“

„Hab mich noch nie beklagt. Es hat noch immer gelangt, wenn auch“

„Dann seien Sie! Und der Vater, tut er nichts für sein Kind?“

„Nein, soll's auch bleiben lassen!“

„Ist seine Pflicht, Frau Gollors.“

„Zehn Jahre hab ich für das Kind gesorgt, vom ersten Atem an. Da hat der Herrgott die Mütterschaft von meiner sterbenden Tochter auf mich zurückgelegt. So ist's von Natur recht und soll auch bleiben!“ Bestimmt, naturgewachsen, fast drohend kommen die Worte; instinktiv schützend stellt sich die Greisin vor das Kind. Der Beamte weicht aus.

„Der Vater war Fleischergeselle. Sie kennen ihn?“

„Heute nicht mehr! Ging bei der Abstimmung für Geld auf die andre Seite.“

„Über er verdient gut?“

„Kümmert mich nicht. Für mich ist er tot.“

„Und für sein Kind?“

„Auch. Das hat er verwirkt.“ Unerbittlich, ein Richtschwert, blinkt das Urteil. Der Beamte steht vor harter Mauer.

„Das ist nicht klug, Frau Gollors.“

„Klug oder nicht, Herr; hier geht's um Treue!“

„Sie sind alt, haben sich redlich gequält. Jeden Tag kann der Herrgott Sie zu sich rufen. Und dann . . .“

„Noch leb ich! Und solang ich die Hand rühren kann . . .“

„Vom Vater bekommen Sie nichts, die Arbeit geht auch nicht mehr . . .“

„Hab ich das Wohlfahrtsamt schon einmal um Hilfe angerufen, Herr?“

„Nein, Frau Gollors; aber wir müssen vorschauen . . .“

„Das tu ich auch! Drei Jahre schenkt mir der Herrgott noch. Dann ist der Peter aus der Schule und tritt beim Gärtner Kern in die Lehre; alles schon abgemacht. Und zum Herbst bin ich fünfundsechzig und krieg die Altersrente, da . . .“

„Zum Herbst . . . und in drei Jahren! Darauf verlassen wir uns nicht. Deshalb hat das Wohlfahrtsamt erwogen, den Peter in eine gute Anstalt . . .“

Wie von einem Schlag getroffen, zuckt die kleine Frau zusammen, kreidebleich; ihre Augen bohren sich in die des Sprechers, ihre Lippen bebén, suchen nach Worten und finden keine.

„Beruhigen Sie sich, Frau Gollors!“ Es ist ja nur . . .“

„Und das neunt sich Wohlfahrtsamt?“ quält es sich heraus.

„Wir meinen's gut mit Ihnen!“

„Wenn Sie einem Kind die Mütter, einer alten Frau die letzte Freunde nehmen?“

„Daran denkt doch niemand, Frau Gollors!“

„Oder bin ich eine Säuerin, oder eine . . .“ Sie unterdrückt das schlimme Wort. Der Beamte hat sich erhoben, trotzig stehen sie gegeneinander, zwei Kämpfer, die Frau in stärkerer Stellung, bereit, ihr Liebtestes bis aufs Blut zu verteidigen.

Da schnellt die Tür auf. Mit hochroten Wangen stürzt Peter herein, bemerkt den Fremden nicht, ist mit ein paar Säzen bei der Starka, die die Arme nach ihm ausbreitet und ihn, als ob sie ihn schützen wollte, an sich zieht. Im Nu ändert sich das Bild. Alles Harte weicht, heiße Flut bricht hervor und sprudelt über die erregten Lippen des Knaben.

„Starkele, eine ganze Mark mehr hab' ich gebracht. Und Brezeln kauf ich auch nicht. Du mußt erst neue Schuhe haben, gelt, in die Kirche zu gehn. Auch die Jacke brauch ich nicht. Die Frau Doktor hat mir einen feinen Anzug versprochen von ihrem Franz, und hier schickt sie eine Flasche Milch und zwei Alpfessinen. Für deine alten Zähne, gelt, brauchst nicht kauen. Und morgen gehen wir in den Garten. Da gibts Arbeit, Arbeit, vier Wochen lang! Ist das fein, Starkele? Und dann hat die Frau Doktor mir eine Eisenbahn versprochen, auch von ihrem Franzel...“

Gemünscheim, vom Kinde her, hirscht über das welke Greisenantlitz und verjüngt es. Ist das nicht die leibliche Mutter in engster Verkettung mit ihrem Kinde? Nur die rissigen Hände, deren eine mit sanftem Streicheln den braunen Schopf des Knaben liebkost, sprechen die alte Zeit aus. In den Augen aber steht ein Glanz, der in der eigenen Kindheit der alten Frau wurzelt.

„Nein, Peterle, wir bleiben beisammen, immer!“ Im Gelbstgespräch gehen die Worte. Und dann halblaut in weher Anklage:

„Muß ich mich auch nach dorthin wehren?“ Die Augen erheben sich, erwachen. Zwei heiße Tropfen suchen in tiefen Runen ihren Weg und fallen auf des Knaben Wange. Der blickt verwundert die Starka an, dann feindselig den Fremden.

Lautlose Stille, Himmelsgeläut. — Steht auf, — wächst, — und steigt zu Höhen und Tiefen, die keines Sterblichen Auge je ausmessen kann. — Was ist's? — Der Bräute bricht das Schweigen. Seine Stimme geht tief, zittert, schwiebt über heiligen Wassern.

„Frau Collors... es bleibt so... hier haben wir nichts zu tun. Nur wenn Sie uns rufen — dann kommen wir.“ Er reicht der Greisin die Hand und verläßt still das Zimmer...

Die Spannung zum Kampf jedoch bleibt, eines neuen Angriffs gewärtig. Und er kommt heran, kommt immer. In den folgenden Wochen wächst der Alten Gorge um ihren Enkel zur Leidenschaft, erhebt sich im Dunkel vor Tag, legt sich in tiefer Nacht erst zur Ruhe, findet sie nicht und späht in kurzgespannten Träumen mit brennenden Augen in die vorausdrohende Finsternis. Dort glaubt sie hinter düstern Wolken einen blutreten Schein zu sehen, der lautlos gespenstisch gegen sie heranschwiebt.

Eines Tages ist er da. Um Feierabend steht die Starka am Herd und bereitet das färgliche Mahl. Der Junge spielt auf der Gasse. Da tritt ohne anzuklopfen mit

Kurzen Gruß ein unterseßter Mann ein, formlos, anmaßend, äußerlich proßend in Ledermantel und Autokappe, die nicht zu ihm passen.

„Nun, Mutter Gollors, leben Sie noch?“ Ein plumpes Lachen begleitet die gleichwertige Frage. Die Starka erschrickt; denn vor ihr steht der Juranek.

„Kennen Sie mich nicht mehr?“ Wieder das polternde Lachen. „Will sehn, was mein Jung macht, he, Alte, wo ist er?“

Die Frau faszt sich schnell. Vor ihr steht, was sie im Traum schreckte. Nähe besiegt die Furcht.

„Ich kenne Sie nicht! Gehn Sie!“

„Oho, noch lange nicht! Mein Kind will ich haben! Gehört mir!“

„Quält den Juranek Paul sein Gewissen, daß er kommt?“ —

„Neden wir mal vernünftig, Mutter Gollors,“ lenkt er ein. „Sie sollen nicht mehr in diesem Loch hier hausen. Los! Sie packen den Jungen ein und fahren gleich mit. Mein Auto hat Platz, die Villa auch.“

Die Starka sieht ihn groß und stumm an.

„Das Geschäft geht wie geschmiert, jeden Tag besser; sehn's ja!“ Er bläht sich auf. „Doder, wenn Sie nicht mitwollen, auf'n paar braune Lappen kommt's nicht an.“

„Dank schön! Wir sind blos für saubere Geschäfte.“

„Moj boze! Heut sieht jeder, wo er bleibt! Gehn Sie, ich hab' 'n Weiß, aber keine Kinder; kommen auch nicht. Wofür schafft man da?“

„Schaffen?“ — Womit einer sündigt, damit wird er bestraft.“

„Ach Blech! Geben Sie den Jungen her, basta! Was kostet er?“

Da lodert heller Zorn in Barbara Gollors auf. Ihre Augen sprühen.

„Kaufen wollen Sie ihn? Eine Seele kaufen mit Threm sündigen Geld? Juranek, das kommt vom Teufel!“

Verständnislos schüttelt er den Kopf und lacht sie überlegen an. Da zuckt eine Flamme heraus:

„Wo waren Sie, Juranek, als der Peter zur Welt kam? Als sich die Lena vor Schande und Not die Seele aus dem Leib schrie und daran verblutete? Wo waren Sie da? Und nachher? Umsonst hätten Sie das Kind gehabt, und mit Recht: Heute nicht um eine Million! Nie!“ —

Wie ein geprügelter Hund duckt er sich. Dann begehrt er auf: „Ich muß mein Kind haben, und wenn mit Gewalt!

„Versuchen Sie's!“

Er wendet sich zum Gehen. An der Tür dreht er sich um, als wollte er noch etwas sagen, macht sich an seinem Handschuh zu schaffen, der zur Erde gefallen ist, und verläßt ohne Gruß das Zimmer.

Die alte Frau steht eine Weile unbeweglich; dann treibt sie etwas, an das Fenster zu treten. Vor dem Gasthause drüben steht ein Auto, von der Jugend stammend betrachtet. Plötzlich ein gellender Schrei, hilfesuchend. Zu Tode erschrickt das Weib. „Peter!“ — Sie will hinaus; die Füße versagen; das Auto jagt die Straße hinab, der nahen Grenze zu.

„Peter! Um Gotteswillen! Peter!“ — Da springt er schon herbei, erregt, außer Atem. „Starla!“

„Peterle, Peterle, was taten sie dir?“ Des Knaben Körper beb't, stoßweise, atemlos fliegen die Worte:

„Starla, wer war der Mann. — — fragte, wie ich heiß — — sollt mitfahren — — bis an die Grenze — oder weiter. Ich wollt' nicht. Mit Gewalt riß er mich in den Wagen — —. Ich schrie — schlug mit der Faust in sein Gesicht — — immerzu — da ließ er mich und — ich kam los. — Und er — — sah mich an, so — — so — — wie ein — wie ein Tier — — wenn es — sterben will — —.“

Da fühlt und weiß die Starla: Es war der Schrei nach dem Blut, dem eigenen Blut. Auf der Zunge liegt's ihr, zu sagen: es war dein Vater, den du schlugst. Doch sie schweigt.

Sie treten in die Stube, machen im Halbdunkel Licht. Da liegt auf dem Schenkel bei der Tür ein Geldschein, hundert Mark. Der Knabe jauzt; nun hat alle Not ein Ende. Was kann man dafür kaufen! Brot, Kleider, Schuhe, alles, ein ganzes Haus. Oder — nichts! Erst nach geräumter Weile unterbricht die alte Frau des Kindes Fragenstrom.

„Wohl, Peterle, das Geld ist für uns; aber — — es ist — — nicht ehrlich.“

„Nicht ehrlich? Großmutter! — Der feine Herr — —?“

„Ein Herr ist rechtfertigen und tren.“

„Und jener nicht? Und wir behalten das Geld nicht?“

„Nein!“ Krampfhaft zerknittert die Frau den Geldschein in ihrer Linken und öffnet die Tür zum Herdfeuer. Der Knabe springt herzu.

„Starla, nicht ins Feuer! Ehrlich wollen wir ihn machen!“

Die Frau stützt. Ehrlich machen? Hatte der Junge nicht recht? Kann das Geld nicht andern helfen? Ein kurzer Kampf. Des Kindes Augen hängen an der Großmutter.

„Ich hab's Starkele! Die Frau Barschke, acht Kinder und viel Hunger; der Vater gestorben. Da geben wir's. Wird's dann ehrlich?“

„Ja, Peterle, da wird's ehrlich, ganz ehrlich.“ Sie drückt des Jungen Kopf an ihre Brust; in die Augen kann sie ihm nicht sehen. Warum nicht? Schauten sie nicht tiefer als die ihren?

„Und daß es keiner sieht, Starla, gelt? In den Armenkästen, schnell!“ Und schon hat

er von irgend wo einen alten Briefumschlag hervorgeholt, ihn geglättet, das Geld eingehoben und mit ungefügten Buchstaben darauf geschrieben: Für die Witwe Barschke mit ihren acht Kindern ganz allein!

Dann stehlen sich beide zum Gotteshaus — es ist noch offen und leer — und tun ganz heimlich mit stiller Freude den Schatz in den Almosenkästen. Dabei hat die alte Frau das Gefühl, erst jetzt das volle Recht auf ihr Kind zurückgeworben zu haben.

Abends sitzt sie vor des Enkels Bett, wacht und hält noch lange nach dem Nachgebet des Knaben Hand in der ihren, bis der erlösende Schlaf die aufgesforzte Kindesseele zur Ruhe gebracht hat. Dann schließt auch die alte Frau die Tagesrechnung mit ihrem Gott in einem Dankgebet für das Kind, daß in ihm eine hohe Kraft hinter ihr stünde, gegeben, ihrer hinübertastenden Seele den Weg zu weisen, sie ganz zu erfüllen und stark zu machen zum Auftauch in die Ewigkeit.

Expressionismus, Neuklassiker und anderes

Zu Robert Kurpius' sechzigsten Geburtstag

Von Karl Kaisig

Robert Kurpius wird am 13. April d. J. sechzig Jahre alt und gedenkt zu gleicher Zeit einer vierzigjährigen Dienstzeit und eines zwanzigjährigen Dichtertraums. Der Schutzverband Deutschen Schriftsteller hat bei seiner Hauptversammlung vom 3. März d. J. sein Mitglied geziemend geehrt und Robert Kurpius hat in seiner liebenswürdig bescheidenen Art u. a. entgegnet, er sei kein „moderner“ Dichter. Das kann natürlich nur so gemeint sein, daß seine kerngesunde Dichternatur mit den vielerlei zweifelhaften Erscheinungen und Strömungen der Zeitkunst, mit Schaum und aufsteigenden Blasen im gärenden Hegenkessel des heutigen Schrifttums nichts zu tun haben will. Mich reizt es, dieser Äußerung weiter nachzugehen, der verneinenden Feststellung eine bejahende hinzuzufügen und zu untersuchen, welchen Platz Robert Kurpius im Gesamtbild der Gegenwartsliteratur einnimmt.

Die neuzeitliche Entwicklung der Literatur und der gesamten Kunst wird von drei Strebungen beherrscht: Originalität um jeden Preis, gesteigerter Ausdruck auf Kosten der Form und Auflösung der Wirklichkeit. Kulturgechichtlich bedeutet das ein bewußtes Zurückdrängen der logisch denkenden (rationalen) Erkenntniskräfte zu gunsten der unmittelbar schauenden (mystisch-visionär-irrationalen); ein Zurückdrängen des Individualismus zu gunsten der Gemeinschaft. Es bedeutet den Beginn eines neuen Pendelschlagess der Weltenuhr, dessen Vorgänger bis zur Renaissance, der Geburtsstunde des Individualismus, zurückreicht. Man pflegt das auch so auszudrücken, daß die Seele

sich von der drückenden Vorherrschaft des Geistes zu befreien strebt, Seele hier als der Zubegriff aller naturhaft gefühl- und phantasiemäßigen inneren Kräfte betrachtet. Das alles kann hier nur andeutend berührt werden. Was Strindberg, Wedekind, Hasenclever u. a. Vertreter dieser Bewegung auf dem Gebiete der Literatur, Kandinski und sein Kreis in der Malerei, Strawinski, Krenek, Hindemith u. a. in der Musik mit glühender Seele suchen, ist der neue Mensch; was ihnen zunächst klar ist: die alte Welt muß aufgelöst, die Formen ihrer Kunst müssen wie Alteisen zertrümmert und umgeschmolzen werden. Diese mächtvolle, aber noch reichlich ungeklärte revolutionäre Bewegung hat in der Kunst eine andere Art der Ausdrucksmittel in den Vordergrund gerückt. Im Expressionismus gilt nur die leidenschaftlich erregte, suchende Seele. Ihr höchster Ausdruck ist der Schrei. (Vgl. z. B. das Drama „Geschehen“ von August Stramm, erschienen 1916.) Die Sinnwelt wird von dieser Kunst nicht wie beim alten Realismus und konsequenten Naturalismus mit möglichster Treue wiedergegeben, sondern als unnützer Umweg völlig beiseite geschoben oder, da dies auf die Dauer nicht angeht, nur benutzt, um seelische Vorgänge symbolhaft auszudrücken. Ein treffliches, wenn auch gemäßigt Beispiel dieser Ausdrucksart ist Willibald Köhlers neuer Gedichtband „Der Uhne“, wenigstens der inneren Form nach — in der äußeren Form hängt diese Dichtung durch Rhythmus und Reim immer noch mit der alten, vom folgerichtigen Expressionismus totgesagten Kunst zusammen.

Robert Kurpius ist kein Expressionist, kein Stürmer und Dränger, kein Sucher und Neutöner, in diesem Sinne also nicht modern. Aber neben den fortstürmenden, niederreißenden Kräften sind in einem gesunden Volkstum zu allen Zeiten die b e w a h r e n d e n Kräfte am Werk, die Kunst und durch sie die Gesamtkultur der Gegenwart vor Verwilderungen zu schützen, vor Irrwegen zu bewahren. Die Vertreter dieser Richtung sichten den Hauptströmungen ihrer Zeit ablehnend gegenüber; sie schwimmen gegen den Strom. So finden wir auch in unserer Zeit abseits von den Sturmgesellen und Stilsuchern der neuen Kunst — sie mögen nun Aktivisten, Dadaisten, Dynamisten, Futuristen, Expressionisten oder Kubisten heißen — dichterische Kräfte still am Werk, das Erbe unserer Väter zu bewahren, die Überlieferungen unserer großen Dichtungszeiten hochzuhalten und ihre Ewigkeitswerte für die Gegenwart umzumünzen. Neuklassiker nennt man sie, ihr kritischer Wortführer ist Paul Ernst, ihr Einfluß ist nicht gering. Bei den späteren Werken von Frank Wedekind und Georg Kaiser, der sich neuerdings ausdrücklich als Platoniker bezeichnet, läßt er sich deutlich nachweisen. Sie sehen neben den Verfallerscheinungen die aufsteigenden Kräfte des Volkslebens; sie glauben nicht an einen Untergang des Abendlandes, sondern an seine Zukunft; sie zeigen in dichterischem Gewande die Kräfte, die zur Gesundung führen können. Die neue Zeit braucht nach ihrer Meinung Tatnaturen, die sich nicht treiben lassen von den Wellen

des Alltags, sondern ihr Leben selbst gestalten; Willensmenschen, in denen der kategorische Imperativ lebendig geworden ist, opferbereite Seelen mit dem starken Gefühl für die Nöte der Zeit und dafür, daß nach einem guten Wort unserer oberschlesischen Dichterin mater admirabilis: „Aller Gnaden größte heißt ein Opfer sein.“

In diesem Sinne aber ist Kurpium durchaus und bis in die Fingerspitzen Gegenwartsmensch. Seine Kunst ist durchglüht von ethischem Lebenswillen, vom Wirkenvollen am Webstuhl der Zeit. Zwei große Erlebnisse beherrschen in gleicher Weise sein Leben und sein Dichten: der strenge Pflichtbegriff seines ostpreußischen Landsmannes Kant und die völkische Zerrissenheit seiner ostländischen Heimat. Die Rückkehr zu Kant, der Bezeichnenderweise der Philosoph der Neuklassiker ist, bedeutet ihm die Erlösung aus den Wirren des heutigen sittlichen Relativismus zu einer strengen Pflichtenlehre, zur Selbstüberwindung und damit zur Überwindung der Zeitkrise, die letzten Endes der Trägheit des Herzens und der inneren Haltlosigkeit entspringt. Paul Ernst schreibt: „Es gibt nur ein ethisches Gebot: Treue gegen sich selbst.“ Es bleibt hinzuzufügen: Denn diese Treue schließt jede andere in sich. Robert Kurpium widmet den ganzen Novellenband „Ultimo“¹ der Treue in ihren verschiedenen Erscheinungen als Treue gegen den Freund, die Familie, den Beruf, das Volk, vor allem als Treue gegen die Stimme des eigenen Gewissens. Das gleiche Bedürfnis, rein dazustehen vor sich selbst, ist die treibende Kraft seines letzten Romans „Das Flammenhaus“², in dem ein ostpreußischer Fischmeister durch gefälschte Zeugnisse zu Unsehen und Wohlstand gekommen ist, all das aber freiwillig von sich wirft, sogar seine junge Liebe gefährdet, weil er nicht weiter mit einer Lüge durchs Leben gehen will. Diese manhaftste Auffassung vom Leben zieht sich als Leitmotiv mehr oder weniger deutlich durch alle seine Werke.

Manhaft ist seine Problematik auch der sexuellen Frage gegenüber. Die Wedekindereien unserer Übermodernen können nicht darüber hinwegtäuschen, das Sexualität nicht der einzige Inhalt von Welt und Leben ist. Bei Robert Kurpium geht es weiß Gott nicht kinderstübhaft her. Schärf prallen die Gegensätze aufeinander, schwerste seelische Konflikte enthüllen sich mit tragischer Wucht. Über die Liebe der Geschlechter nimmt in seiner dichterischen Welt einen recht bescheidenen Raum ein, auch die Liebe in ihrer naturhaft-reinen Form. Mit ihren Irrwegen befaßt er sich gar nicht. Betrachten wir daraufhin z. B. den Roman „Das schwarze Weib“³, der die sagenumwobene Gestalt eines oberschlesischen Zinkkönigs zum Gegenstande hat. Die erlösende Wirkung geht schließlich ja von der Liebe aus, die ein hartes Herz zum Schmelzen bringt. Aber es ist die rührende Liebe eines zarten Kindes!

¹ Ultimo und andere Novellen. 5. Aufl. Dresden: Lehmann, 350 S.

² Das Flammenhaus. 5.—10. Aufl. Stuttgart: Dt. Verlagsanstalt.

³ Das schwarze Weib. Die Geschichte eines Einfämen aus dem Volk. 6. Aufl. Stuttgart: Dt. Verlagsanstalt. 404 S.

Neuklassiker ist Kurpium vor allem in seinem Drama: „Die Schwarzweißen“.⁴ Paul Ernst weist in seinen theoretischen Werken (Der Weg zur Form u. a.) überzeugend nach, daß das Drama in seiner Höchstform, der Tragödie, nicht möglich ist beim Naturalismus, der sich auf die Lehre vom beherrschenden Einfluß der Umwelt (Milieuthorie von H. Taine) und der Vererbung (Darwinismus) stützt und demnach die Willensfreiheit und Selbstverantwortung leugnet. Die Tragödie braucht Kämpfer, die im Widerstreit der Pflichten der Stimme des Gewissens folgen, wenn sie auch physisch unterliegen. Im Sinne dieser Auffassung, der übrigens auch Bernhard Diebold in seinem sehr bedeutenden Werk „Anarchie im Drama“ zustimmt, ist Kurpium ein Bernsener, Sternheim z. B. nicht. Denn diesem fehlt der Wille und die Kraft zum geistigen Symbol, Kurpium nicht.

Die „Schwarzweißen“, von Kurpium selbst als Drama bezeichnet, sind nach der von Paul Ernst gegebenen Definition eine Tragödie im Sinne unserer besten Überlieferungen. Denn sie zeigen die zwingenden Formen des Dramas.

Warum aber sind sie zwingend? Weil sie, sagt Paul Ernst, wie alle dichterischen Formen nicht Geschöpfe des Zufalls sind, sondern erzeugt durch die ewig gleichen seelischen Ansprüche der Menschheit. Weil zwischen jeder strengen Form und den letzten menschlichen Werten, denen der Ethik und Metaphysik, eine wunderbare Verbindung besteht. „Eine gemeinsame Wurzel hat das Gittliche und das Ästhetische: Die Notwendigkeit.“ Preußische Beamtenpflicht steht in den „Schwarzweißen“ gegen eine lagere Auffassung, die dann mit sich selbst in Widerstreit kommt. Ihr erliegt Regierungsrat von Karnowski. Der polnische Bluteinschlag, der ihn in einem Augenblitche sittlichen Dämmerzustandes gegen seine Beamtenpflicht fehlen läßt, macht das Stück doppelt „aktuell“ im höheren Sinne.

Damit kommen wir auf das andere große Erlebnis, das Kurpius Dichten bestimmt: Seine innere Verbundenheit mit den seelischen Grundfragen seines Grenzlanddaseins. Hören wir seine in Steinschrift gegebene Lebensskizze:

Wie ich Schriftsteller wurde

In der Frühe ein froher Weg durch sonnige Jugendtäler. Die Nosen blühten, die tiefen Wälder rauschten, und mein glücklicher Kahn glitt lautlos über die spiegelnden Seen Masurens. —

Und ich träumte — lange — lange. —

Wetterleuchten. Ferner Donner drang an mein Ohr. Dumpf grossend kam er näher. Aus schwarzen Tiefen drang der rasselnde Laut der Arbeit. Denschlünde warfen flammende Fackeln gegen den nächtigen Himmel. Erzgepanzerte Feuerriesen reckten ihre gewaltigen Arme in die Wolken. Am Ende des Reichs sah ich ein deutsches

⁴ Die Schwarzweißen. Schauspiel in 5 Aufzügen. Dresden: Lehmann. 111 S.

Volk mit heißer, zitternder Seele um seine Auferstehung kämpfen.

Da erwachte ich. —

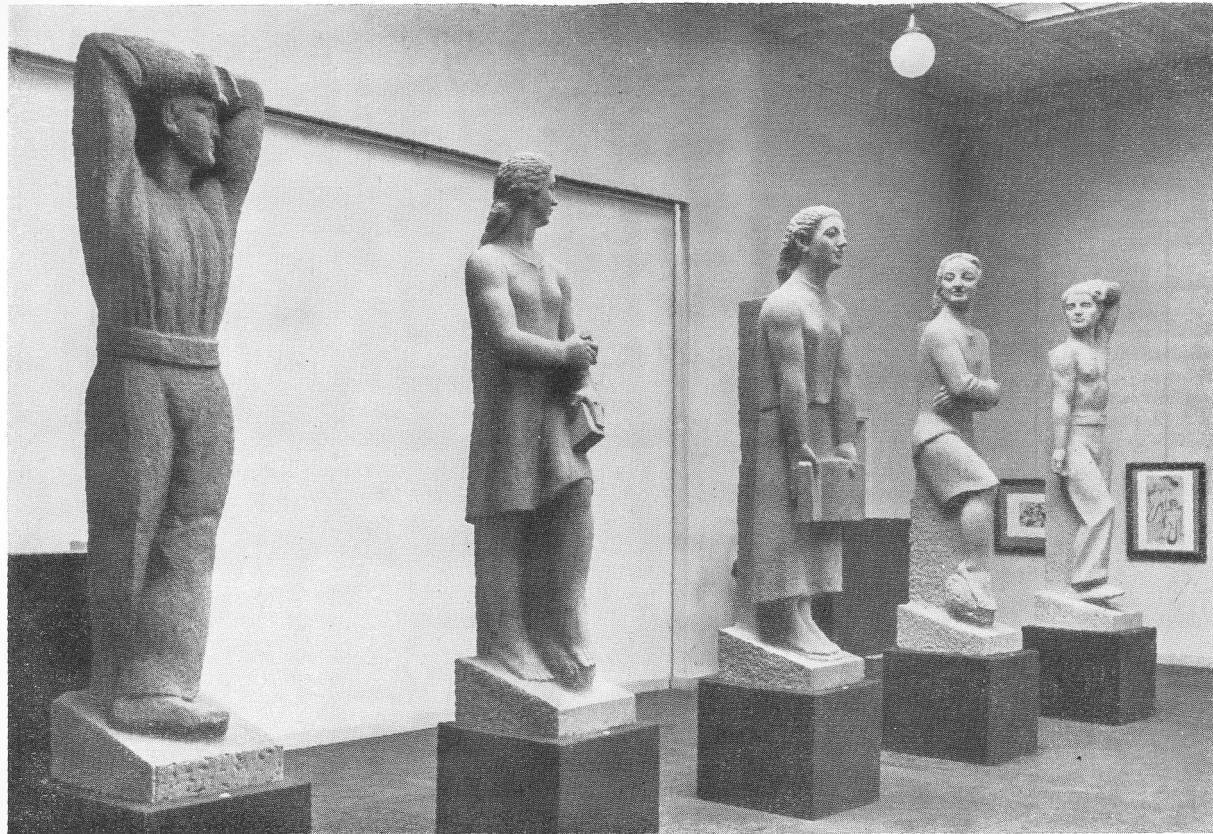
Es war schon spät am Mittag. —

Um dem Erlebnis seiner östlichen Sendung, verbunden mit dem heißen Wunsch, an der Lösung dieser Ausgaben handelnd mitzuwirken, ist er zum Dichter erwacht. Die Ostfrage, im besonderen die seelische Entwurzelung des Menschen der völkischen Schwebungszene, wird ihm zum Problem der Gestaltung, womit er zugleich seiner Umwelt den Spiegel vorzuhalten bestrebt ist. Im Roman „Der Mutter Blut“⁵ ringt er noch mit der Form. Schon aber zeigt sich in der Fülle von gut gesehnen Gestalten aus dem Volksleben, in der atembelebenden Darstellung des Grubenunglücks, in der versöhnenden Legende des Pfarrers Gally von den Blonden und den Braunen die dichterische Kraft. Ein starkes Versprechen ist dieser Roman s. B. von der Kritik genannt worden. Den gleichen seelischen Widerstreit hat Robert Kurpius in den Brennpunkt verschiedener seiner Erzählungen und Skizzen in den Novellenbänden „Ultimo“ und „Bunt Volk“⁶ gestellt. In dem Drama „Die Schwarzweißen“ verheimlicht Regierungsrat von Karinowski zugunsten des Polentums eine wichtige amtliche Verfügung, und der Verlobte seiner eigenen Tochter, der dies erfährt, muß pflichtgemäß Anzeige erstatten und damit sein Liebesglück zerstören. Ein kurzes Zaudern auf diesem klaren Wege der Pflicht, eine Gedankensünde also, bestimmt ihn überdies, freiwillig sein Amt niederzulegen. Hier, im Widerstreit des Blutes mit sich selbst, finden wir, zum Teil in erschütternden Bildern, eine Not der Gegenwart, nicht kleiner als die materielle Not unserer Abbauzeit und die sogenannte sexuelle Not, die in Wahrheit das deutliche Anzeichen einer sittlichen Erschlaffung ist.

„Modern oder unmodern“ war der Ausgangspunkt meiner Studie. Das Ergebnis können wir in die von dem Ästhetiker Friedrich Vischer so gern gebrauchte Antithesenform „unmodern-modern“ kleiden. Unmodern in der bewußten Abweichung des Unausgeorenen in der Dichtung der Gegenwart, modern in der Festhaltung dessen, was den Wechsel der Zeiten überdauert, modern auch in ihrer wachen Hinwendung auf die Gegenwartsaufgaben seiner Landschaft und seines Volksteils. Der mir zugebilligte Raum gestattet mir leider nicht, auf anderes einzugehen, was gleichfalls hierher gehört, z. B. die Unterscheidung von Tendenz und Idee, von visionärer und deskriptiver Dichtung. Hoffentlich ergreift Robert Kurpius selbst dazu durch ein neues Werk das Wort und bestätigt damit meine Vermutung und meine stille Hoffnung, daß der gegenwärtige Ruhepunkt seines Schaffens eine schöpferische Pause ist, ein Kräftesammeln zu neuem Anstieg. Robert Kurpius Begabung weist meiner Überzeugung nach auf die Novelle und die Tragödie, beide im innersten eng verwandt. Hier wird seine Kunst, wenn sie zu einem neuen Anstieg die Kraft hat, ihre reifsten Früchte pflücken.

⁵ Der Mutter Blut. Roman. 12. Aufl. Dresden: Lehmann. 404 S.

⁶ Bunt Volk. Novellen. 7. Aufl. Dresden: Lehmann. 352 S.



Architekturplastiken für Hindenburg O/Schl. von Robert Bednorz

Heroischer

Poesie

Wissende

Prosa Streitender

Robert Kurpiun

(Ein Bekanntnis zu dem Sechzigjährigen)

Von Willibald Köhler

„Man hat sich um euch in eurem Winkel zu wenig gekümmert,“ lässt Robert Kurpiun den Meister Jasminth in seinem Roman „Das Schwarze Weib“ sagen. Von hier aus lässt sich nicht nur die Tragik Oberschlesiens und seines Menschen begreifen, sondern auch die Bedeutung der schriftstellerischen Arbeit Robert Kurpiuns. Denn Robert Kurpiun hat sich um Oberschlesien, seine Wahlheimat, in der er nun 36 Jahre eingebürgert ist, herzlich gekümmert. Dieses sollte ihm und seinem Werke die Anteilnahme aller um die ostdeutsche Grenzlandfrage Besorgten sichern und ihm das Herz aller Oberschlesier und oberschlesisch Gesinnten gewinnen.

Dennoch stehen selbst in Oberschlesien viele, die guten Willens sind und den reinen Menschen Robert Kurpiun hochschätzen, von der Schar derer abseits, die heut den Sechzigjährigen und sein Werk feiern. Es sind ehrlich Gesinnte, die dem reinen Menschen Kurpiun nicht minder herzlich beglückwünschend die Hand drücken möchten, als die ihm ganz und gar Gleichgesinnten; die aber ein zartes Gewissen davon zurückhält, dies zu tun, ehe sie nicht ihr Herz durch eine Aussprache wider den Feind vor dem Freunde gereinigt haben. Für solche versuchen die folgenden Zeilen zu sprechen.

Auf ästhetische Forderungen eingeschworene, auf höchste Ansprüche eingestellte Leser werden Kurpiuns Bücher unbefriedigt aus der Hand legen. Ihr guter Wille und die Schätzung der Gesinnung eines Werkes kommen gegen ihre ästhetischen Bedenken nicht auf. Und doch sollten sie, sofern aufrichtiger Kultur- und Verständigungswille ihren Blick estwärts kehrt, dieses nicht tun. Kultur- und Verständigungsarbeit kann ohne eingehende Kenntnis von Land und Leuten und ihrer Geschichte nicht geleistet werden. Robert Kurpiun, selbst Bergmann und bis heut im Bergschulwesen tätig, hat uns in seinen Romanen neben einem Stück Kulturgeschichte Oberschlesiens eine fast vollständige Geschichte des oberschlesischen Bergbaus vermittelt. — Robert Kurpiun ist ein begabter Fabulierer, der zu gestalten und einem Bühnenwerk den dramatischen Nerv zu verleihen versteht. Den Stellen aus seinem Werk, die undichterisch sind, lassen sich andere gegenüberstellen, die unwiderleglich Kurpiuns Dichtertum beweisen. Wahrhaft erlebter Stil wechselt mit unerlebtem ab. Eine eigene Sprache vermochte Kurpiun sich nicht zu prägen, und manche von den Altvorderen übernommene Redensart verstimmt den mit einem feinen Ohr für das unbedingt Echte begabten Leser. Ihm Klingt manches falsch und scheint manches bei einem Vergleich mit der schmucklosen, aufrechten Persönlichkeit des Verfassers nicht übereinzustimmen. Kurpiun singt dennoch nicht falsch. Er ist nur beirrt. Die eigenen Klänge sind nicht stark genug, die pathetischen seiner pseudo-

heldischen Zeit zu verdrängen. Mit alledem ist aber das Wesentlichste noch nicht berührt.

Den Schriftsteller, dem die Literatur über Mensch und Menschlichkeit geht, nennen wir einen „Literaten“. Wir sehen in den Blendern, die vor ihrem unvollkommenen Menschentum eine betörend schöne Stirnseite aufrichten, ebensowenig wahre Künstler wie in den Gaulern auf den Märkten. Der Mensch, der hinter dem Werk steht, ist weniger als das Werk, und die Absicht zu täuschen, verstimmt.

Robert Kurpius wird Liefermeindenden lieber sein, als Legion dieser begabten Artisten. Er hat nicht die Absicht, durch sein Werk selber mehr zu scheinen als er ist. Vielleicht aber gibt er in seinem Werke einem Wesen in ehrlichster Absicht, dennoch mit Absicht, einen größeren Wert als ihm bei harmonischer Betrachtung des Lebens und der Welt zukommt. Vielleicht wird er von diesem Wesen beherrscht, dessen Beherrscher er bei harmonischem Menschentum, das allein vollkommenes Künstlertum ist, sein sollte; schweift der Menschentyp, den Robert Kurpius darstellt, in einer Tugend aus, die die Harmonie vollkommenen Menschentums und damit vollendeten Künstlertums stört.

Robert Kurpius ist seinem Namen und seiner Abstammung nach Uppreuß. Nicht bloß sein eigenes Leben und sein Handeln sind vom kategorischen Imperativ, der in seinem Geburtsland Gestalt gewonnen hat, streng geregelt, sondern auch seine Schriften. Mit einem von solchem Wesen gelenkten Blicke hat Robert Kurpius auch seine Wahlheimat und ihre Menschen gemessen und beurteilt. Dieser Maßstab paßt indessen auf unser ganz und gar anderes, von doppeltem Blute gequältes, aber auch reich begnadetes Volk nicht. Robert Kurpius hat diesen Maßstab ebenso liebend wie streng und mit dem selbstzugenommenen Rechte des Herrenmenschen an unsere Menschen angelegt. Von hier aus sind Blick und gestaltende Hand dem Gegenstand unangemessen. Solcher Blick und solche Hand machen aus einem Stanislaus von Molarski in den „Schwarzweißen“ einen armen Teufel — er ist es auch bei seiner Leidenschaftlichkeit des Unterdrückten —; aus einem Dr. Steinbronn, dem Regierungsrat in dem gleichen Schauspiel, einen in der Glorie seines Herrenmenschentums estrahlenden Helden. Und dieser Steinbronn ist nicht minder ein armer Teufel, dessen harmonisches Menschentum durch ebendiese Pflichtversessenheit bedenklich gestört ist. Steinbronns Preußentugend ist zu Pflichtfanatismus erstarrt, sein harmonisches Menschentum durch Ausschweiften in einer Tugend entartet; der Herrenmensch durch Pflichtversessenheit verklaut.

Die Zuneigung Kurpius zu dem Schwarzweißen beeinträchtigt seine Gerechtigkeit und somit sein Dichtertum, zu dessen Vollendung gerade die Gerechtigkeit ganz unerlässlich gehört. Der Dichter ist stets der Sachwalter der Gerechtigkeit gewesen. Kurpius' Herz neigt seinem preußischen Wesen entsprechend eher bewundernd den Ausschweifun-

gen der Herrentugenden als gütig-mitleidig den Nöten und Untugenden der Unterdrückten zu.

In Kurpius' Menschentum, dessen gerader Ausfluß sein Dichtertum ist, steht der Preuße über dem Menschen. Bezeiten strahlt über diesem Werke ein kühles Nordlicht, uns ungewohnt und unwahrscheinlich fremd, die wir mit einem Seitenstrahl von südlicherem Licht erwärmt werden. Es steht nicht durchaus und überall in der Welt des Dichters, in deren Mitte der Mensch und nur der Mensch steht und die ihr Licht empfängt aus der für den Dichter höchster Sphäre, wo uneingeschränkt Liebe und Gnade Urheimat haben.

Der Kreis der Gefahren, der Robert Kurpius' Werk unmittert, ist damit gekennzeichnet. An vielen Enden ragt Kurpius' Werk über ihn hinaus ins Absichtsvolle und Nationalistische. Der Nationalismus huldigt dem Grundsatz: right or wrong, my country.* Es kann das der Grundsatz eines starken Charakters sein, dem Dichter als dem Sachwalter der Gerechtigkeit ist es versagt, ihn zum Grundsatz seines Schaffens zu machen. Er ist der Steigbügel auf das pathetisch-heroische Pferd, dem auf hohem Cockel nationalistischer Stolz den Schritt und den Blick versteinert, sodaß es nicht mehr zu gesundem Erkundungsritt über die Grenzen zu sprengen vermag. — Der beschriebene Kreis schneidet den dichterisch gültigen von dem künstlerisch unzulänglichen Teile ab. Er bestimmt das dichterische Gewand, das dem reinen Menschen Robert Kurpius angemessen worden ist auf Grund seiner Wesenheit, und entdeckt uns die Beirungen des Menschen und Dichters, die unwesentlich sind und sein Dichtertum beeinträchtigen. Denn alles Absichtsvolle ist nicht Lüge, aber es ist nicht wesentlich und darum mindichterisch und in einem tieferen Sinne auch unwahr. Vielleicht hätte eine gütig-verständnisvolle Kritik manches mehr von Kurpius' Werk in den Kreis des Gültigen gerückt, hätte sie sich reichlicher darum gekümmert.

Nach solcher Aussprache treten wir gereinigten Herzens vor den Dichter und Wahl-obereschlesier Robert Kurpius, um ihn zu seinem sechzigsten Geburtstage zu beglückwünschen. Um die Größe der Dankbarkeit zu begreifen, mit der wir solches tun, müssen wir zu dem Ausgange unserer Abhandlung zurückkehren, wo es heißt: „... Man hat sich um euch in eurem Winkel zu wenig gekümmert.“ Robert Kurpius aber hat sich um uns in Wort und Tat sechzehnzig Jahre herzlich gekümmert! — Wir wollen ihn, was er uns gab, zurückgeben, indem wir uns unsererseits um sein Werk mehr bekümmern wollen.

* Recht oder unrecht, mein Land!

Die neuen Steinfiguren von Robert Bednorz

Von Rudolf Hillebrand

Der Bildhauer Robert Bednorz, Professor an der Staatlichen Kunsthakademie in Breslau, ist für Schlesien gerade darum eine Hoffnung, weil seine Kunst, wenn auch in heimatlicher Eigenart wurzelnd, längst alle provinzielle Gebundenheit abgestreift und jenes Maß von Wert und Geltung sich erkämpft hat, das den Künstler von Bedeutung für immer den Treibhäusern hätschelnder Lokalpatrioten entzückt. Das letzte Jahrzehnt seines Schaffens, über das Konrad Hahn im „Oberschlesier“ vom Mai 1927 einen schönen Aufsatz schrieb, und besonders auch die fünf großen Steinfiguren, die er, als Preisträger in einem engeren Wettbewerb, jetzt für die neue Realschule in Hindenburg aus rößlichem Porphyrt gemeißelt hat, reihen ihn ein unter die ersten Repräsentanten unseres bildnerischen Zeittales, der — allerdings nicht im Sinne abgestandener Akademie-Ideale — als „klassisch“ bezeichnet werden kann, weil er, was die Natur ihm gab, durch den Geist geformt hat. So erfüllt sich hier in der Persönlichkeit eines Künstlers jenes geheime Gesetz, dem die Entwicklung der bildenden Kunst seit Jahrhunderten gehorcht: daß nämlich stets auf eine Zeit des Naturalismus eine romantische folgt, bis die Klassik die einander widerstrebenden Richtungen zu einem ausgeglichenen Zusammenspiel in sich vereinigt.

Diese Figuren konnten nicht entstehen ohne die naive Naturfreude der Bednorzschen Frühwerke, aber auch nicht ohne das schwere Ringen um die reine Form, zu dem das Erlebnis des Expressionismus diesen im guten Sinne modernen Künstler verpflichtete. Dass man ihnen den Kampf um ihr Werden so wenig ansieht, macht sie doppelt wertvoll. Denn von jeher ist ja in der Kunst das Einfachste am schwersten zu erreichen. Bednorz, sonst ein Fanatiker des Unverhüllten, hat hier — an die Wünsche der Auftraggeber gebunden — bekleidete Gestalten geschaffen. Er hat dabei der Sprödigkeit des Porphyrs, die sich gleichsam wie rauhes Linnen um die jugendlichen Körperformen legt, einen neuen Reiz abgewonnen. Auch die Bestimmung der Figuren, als Bauplastik sich einer vorhandenen Architektur einzufügen, blieb nicht ohne Einfluss auf den Entwurf. Dies äußert sich zum Beispiel in der starken Aufsicht auf die Standfläche, die bei erhöhter Aufstellung der Plastiken verschwinden wird, wie auch, was weit wesentlicher ist, in der oberflächlichen Behandlung der Einzelheiten zugunsten einer großzügigen Herausarbeitung der für die Fernwirkung entscheidenden Linien und Flächen.

Wollen diese Fünf auch als ein Ganzes betrachtet und beurteilt sein, so sind sie doch im individuellen Ausdruck von einander deutlich gesondert wie die Sätze einer Sinfonie.

Die Mittelfigur, dem Besucher zugewandt, hat Bednorz selbst als die „Wissende“ bezeichnet. Für den ersten Blick hat sie etwas von der „edlen Einfalt und stillen Größe“, die — nach Winckelmann — die Kunst der Griechen auszeichnete. Aber sie unterscheidet sich von jenen archaischen Werken eben durch das Wissen, — durch das Wissen um den Zwiespalt zwischen Körper und Geist, der durch das Christentum in die Welt kam und dem unbewußten Lebensgefühl, das aus antiken Götterbildern zu uns spricht, ein Ende bereitete. So ist sie nicht nur durch das Buch als Attribut, sondern in einem tieferen Sinne durch ihre ganze Erscheinung ein Symbol der Wissenschaft.

Die zu Seiten stehen die beiden vielleicht schönsten Figuren der Gruppe, links die „Lyrische“ in leischer Empfindsamkeit, rechts die „Prosaische“, die aber doch nur dann prosaisch ist, wenn man ihrem Lächeln, das die Freuden der Sinne voranzuhauen scheint, und der spielerischen Daseinslust eine so herbe Deutung geben will. Diese zwei Mädchengestalten sind von solch rührender Zartheit, daß man wieder vor dem alten Rätsel steht, wie eigentlich der Schöpferkraft eines Künstlers es gelingt, die zentnerschwere Steinmaterie so zu besetzen, daß die Riesenlast des Körpers, vom Geist getragen, als leicht erscheint. Doch das bleibt unergründlich wie das Geheimnis allen Lebens.

Zur Prosaischen gesellt sich rechts der „Sanguinische“, der Typ des weltlichen Streiters, durch den Gürtel geteilt zugleich und gefesselt, mit sich selbst noch nicht einig, daher immer bereit, mit dem einen Arm abzuwehren, mit dem andern zu empfangen. Ihm gilt der Sport mehr als die Kunst, und so wird er von der Jugend am ehesten verstanden werden.

Der Künstler aber hat sich im „Heroischen“, der auf der linken Seite den Abschluß bildet, selbst ein Denkmal gesetzt. Er führt uns den Helden nicht als Triumphanten mit hohlem Pathos vor; wir erleben, wie in der „Groica“, sein gigantisches Ringen, seine kraftvolle Selbsterlösung aus sich heraus. So wird vor unseren Augen der bannende Stein zum Menschen der Tat, der nur noch die Arme zu breiten braucht, um beglückend als wahrer Sieger vor uns zu stehen.

Wie sinnvoll diese Teile sich zu einem Ganzen fügen, das wird erst dann voll zu ermessen sein, wenn diese Gestalten in der umrahmenden Architektur auf jenem Platze stehen werden, auf dem sie, für immer der Arbeitsstätte ihres Meisters entführt, ihn und das Jahrhundert überdauern sollen.

Sonderaufgaben einer oberschlesischen Pädagogischen Akademie

Prorektor A. Volkmer, Liebenthal

Als die Nachricht durch die Presse ging, daß in Beuthen eine Pädagogische Akademie 1929 errichtet werden sollte, war man sich in pädagogischen Kreisen darüber klar, daß durch diese Gründung das oberschlesische Volksschulwesen eine ganz besondere Förderung erfahren würde. Wenn auch die Wucht der entgegenstehenden Hindernisse, vor allem die Rücksichtnahme auf die traurige Lage der katholischen Schulamtsbewerber und Schulamtsbewerberinnen, dazu geführt hat, daß Ostern 1929 in Preußen überhaupt keine katholische Akademie gegründet wird, so hat doch gerade dieses Gegenspiel von „Erwartung und Erfüllung“ den Blick für die Sonderaufgaben einer solchen Einrichtung in Oberschlesien geschärft. Auch die nicht unmittelbar im Dienste der Schule stehenden Leser des „Oberschlesiens“ dürften daher eine kurze Darlegung einiger dieser Sonderaufgaben gern vernehmen, zumal die Lösung wichtiger Volksbildungs- aufgaben, die über den engen Arbeitsbezirk der Volksschule hinausgehen, durch die Gründung einer besonderen Pädagogischen Akademie für Oberschlesien stark beeinflußt wird.

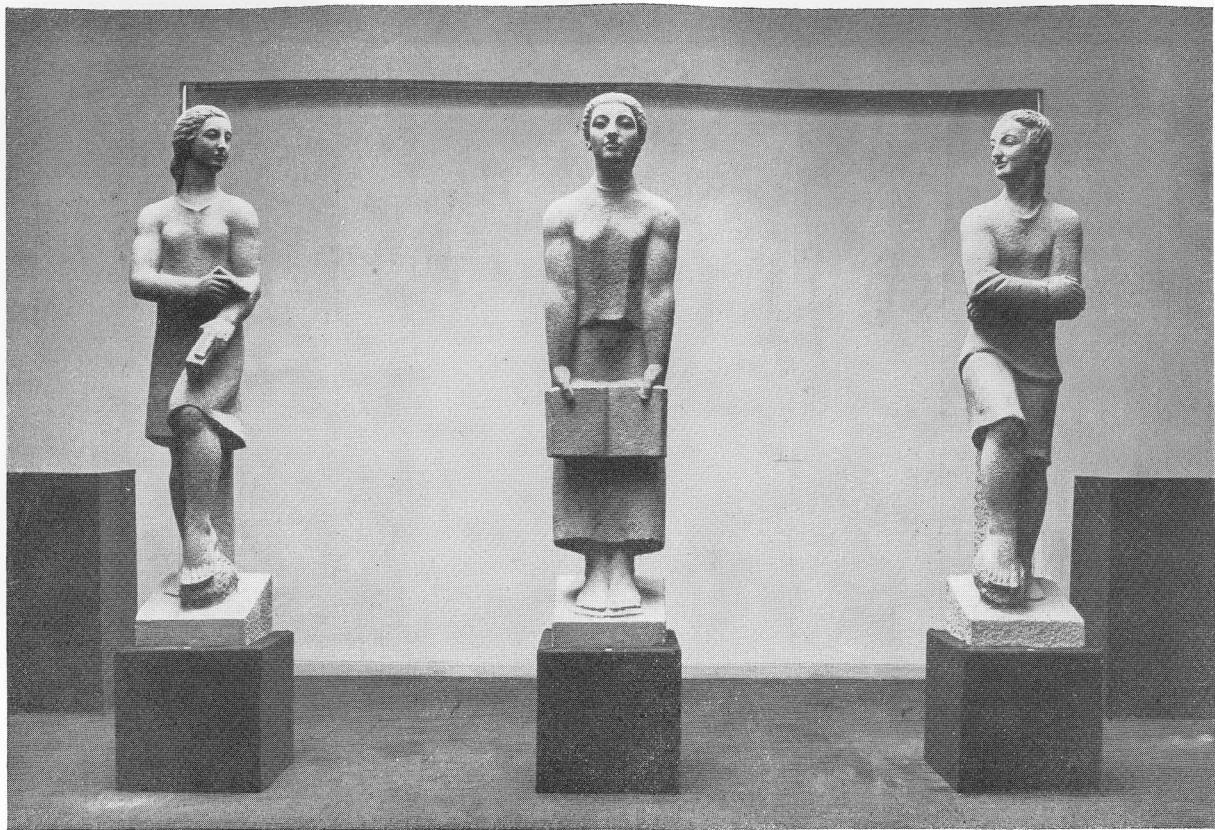
Die Pädagogischen Akademien sind berufen, die im Volkstum der Landschaft ruhenden Kräfte der Volksschule und der Volksbildungsarbeit nutzbar zu machen. Gewiß haben auch unsere früheren Lehrerseminare auf diesem Gebiet mit ehrlichem Streben fleißig gearbeitet, aber ihre ganzen Verhältnisse waren viel zu eng umgrenzt, als daß diese Anstalten jene Aufgaben hätten bewältigen können. Die Pädagogischen Akademien sind ihrer äußeren und inneren Einrichtung nach in der Lage, diese im Volkstum ruhenden Kräfte zunächst Lar heter zu stellen, um schon dadurch die Studierenden mit innerer Anteilnahme für die Volkskunde der Landschaft zu erfüllen. Bei einer oberschlesischen Pädagogischen Akademie wird aller Voransicht nach noch der günstige Umstand hinzu treten, daß ihre Studierenden zum größten Teil aus Oberschlesien stammen. Vielleicht noch mehr als in anderen Pädagogischen Akademien werden die Mitglieder des Lehrkörpers darin wetteifern, das oberschlesische Volkstum wissenschaftlich zu bearbeiten, um in den verschiedenen Einzelzweigen der Pädagogik und ihrer Hilfswissenschaften anschaulich darzulegen, welche Kräfte von hier aus auf den verschiedenen Kulturgebieten tätig waren. Von solchen Studien und Veröffentlichungen haben naturgemäß nicht nur die Studierenden Nutzen, sondern die Ergebnisse dieser Forschungsarbeit werden sich auch bald in einer tieferen Sinne des Wortes Volkstümlich eingestellten Bildungsarbeit offenbaren. Wie anderwärts, so wird auch die Pädagogische Akademie in Oberschlesien an verschiedenen Orten Oberschlesiens

Tagungen veranstalten, die zur Vertiefung volkskundlicher Arbeit und zur landschaftlich-volkstümlichen Erfassung der verschiedenen oberschlesischen Kulturaufgaben Wesentliches beitragen werden.

Die oberschlesische Volksschule darf mit gutem Recht den Ruhm für sich in Anspruch nehmen, in jahrzehntelanger, mühevoller Kleinarbeit ein Unterrichtsverfahren herausgearbeitet zu haben, das der Eigenart des *Zweisprachengebiets* entspricht. Auch hierfür haben unsere früheren Lehrerseminare bemerkenswertes geleistet. Die Pädagogische Akademie in Oberschlesien hat nun die bedeutungsvolle Sonderaufgabe, auf diesem Teilgebiete der Pädagogik *wissenforschlich* die *Grundlegung* zu bieten. Schon die wissenschaftlich einwandfreie Erforschung des Begriffes der Zweisprachigkeit ist noch längst nicht abgeschlossen; auf dem so überaus wichtigen Forschungsgebiete: Eigenart des zweisprachigen Kindes im Auffassen und Darstellen sind zwar viele wertvolle pädagogische Beobachtungen niedergelegt, aber es fehlt noch sehr an wissenschaftlicher Verknüpfung und Ordnung der Tatsachen. Die Sonderformen, die sich, besonders für den Anfängerunterricht in den oberschlesischen Schulen herausgebildet haben, sind zwar im methodischen Schrifttum niedergelegt, aber auch hier fehlt es noch gar sehr an tieferen Zusammenhängen und psychologischen Begründungen. Die Lehr- und Lernmittel, die zum Vorteil der oberschlesischen Schularbeit meist in reicherer Fülle als in den Schulen anderer Gegenden vorhanden sind, müssen nach großen pädagogischen Gesichtspunkten durchgeprüft werden; die neuesten technischen Errungenschaften, wie Laufbild und Rundfunk, die auch in Oberschlesien schon längst Einlaß in die Schule gefordert haben, müssen zu den Sonderaufgaben der oberschlesischen Unterrichtsarbeit in enge Beziehung gesetzt werden. Alles das und noch vieles anderes wartet auf die oberschlesische Pädagogische Akademie. Gewiß wird in den Arbeitsgemeinschaften der Lehrer, in den Lehrervereinen und in wissenschaftlichen Sondervereinigungen tüchtige pädagogische Arbeit geleistet, und auch unsere pädagogische Fachpresse hat — das soll ihr zur Ehre nachgesagt werden — jederzeit der *oberschlesischen Schule* besondere Aufmerksamkeit gewidmet. Durch die Pädagogische Akademie aber wird für all diese Arbeiten eine wissenschaftliche *Gamme* geschaffen, und es ist wohl anzunehmen, daß die Früchte dieser zusammenfassenden Arbeit sich bald auch in weiteren pädagogischen Kreisen zeigen würden. Auf allen diesen Teilgebieten wie die oberschlesische Pädagogische Akademie auch durch auswärtige Tagungen bald führend und wegweisend auftreten, sodaß die Pädagogik des Zweisprachengebiets nach dieser Richtung hin immer wieder neue Anregungen empfangen dürfte. Die *Geschichte des oberschlesischen Volksschulwesens*, die ein ganz besonders bemerkenswertes Stück der Geschichte der Pädagogik wäre, ist noch nicht geschrieben. Wohl haben wir treffliche geschichtliche Darstellungen in pädagogischen

Fachblättern, vor allem in der bis 1919 fortgeführten Monatsschrift „Die zweifelsprachige Volksschule“ (Breslau, Ferdinand Hirt); wohl haben auch manche Gelegenheitschriften, z. B. die Festschrift zur Hundertjahrfeier des Lehrerseminars zu Ober-Glogau (1902) in dankenswerter Weise wichtige Vorarbeit geleistet; die Zusammenfassung all der Einzelstoffe aber, sowie die Überschau auf alle diese Begebenheiten und Einrichtungen wartet auf die pädagogische Akademie. Von diesem pädagogischen Mittelpunkte aus würden in tief schürfender Arbeit die großen Gesichtspunkte herausgestellt werden, unter denen die Geschichte des oberösterreichischen Schulwesens der Gesamtgeschichte des deutschen Volksschulwesens einzzuordnen ist. Die Bildungseinrichtungen, die auf oberösterreichischem Boden für die Jugend des Volkes im Laufe der letzten beiden Jahrhunderte entstanden sind, würden in dieser Geschichte des oberösterreichischen Volksschulwesens in rechten Zusammenhang mit der Kultur ihrer Zeit gebracht werden. Die Bestrebungen der Männer, die bahnbrechend für den Unterricht im Zweisprachengebiet tätig gewesen sind, würden in einer solchen Geschichte des oberösterreichischen Schulwesens auf ihren bleibenden Wert hin geprüft werden, sodaß die inneren Verbindungen zwischen dem heutigen Unterricht und den Neuerungen früherer Zeit deutlich in Erscheinung träten. Eine solche Geschichte des oberösterreichischen Schulwesens zu schaffen, ist ein Unternehmen, das weit über die Kräfte einer einzelnen Persönlichkeit hinausgeht; die pädagogische Akademie aber würde durch Arbeitsteilung und Arbeitsvereinigung in nicht zu langer Zeit in der Lage sein, an diese große, kulturgeschichtlich wertvolle Aufgabe heranzugehen.

Wenn auch Oberschlesien nur zum Teil Industriegebiet ist, so spielt doch für die Wirtschaft und geistige Kultur dieser Provinz die Industrie eine so wichtige Rolle, daß wir auch auf dieses Gebiet das im Westen geprägte Wort anwenden können: „Die Industrie formt die Menschen.“ Darum würde die Arbeit einer pädagogischen Akademie in Oberschlesien zu einem nicht geringen Teile der sog. Industriegebiete gewidmet sein. Die für den westlichen Industriebezirk nach dieser Richtung schon festgelegten Teilergebnisse der pädagogischen Forschung könnten aus naheliegenden Gründen nicht ohne weiteres auf Oberschlesien übertragen werden; wer den oberösterreichischen Industriebezirk kennt, der weiß, daß hier die Formung des Menschen durch die Industrie sich in ganz eigenartiger Weise vollzieht. Da müßten sehr mannigfache Teilarbeiten mühevoll ausgeführt werden; da käme es darauf an, die Wertwelt des Industrielandes möglichst genau zu erforschen; da wäre vieles aus der Gefühlswelt der oberösterreichischen Jugend zu beleuchten: kurz, auch diese Industriegebiete der pädagogischen Akademie wäre mühevoll und verantwortungsreich, aber sie würde auch das gesamte pädagogische Denken und Tun in Oberschlesien nachhaltig beeinflussen.



Architekturplastiken für Hindenburg O/Schl. von Robert Bednorz

Poesie

Wissende

Prosa

Schon diese kurze Darlegung zeigt, daß der Fortschritt auf pädagogischem Gebiete in Oberschlesien durch die Gründung einer pädagogischen Akademie wesentlich gefördert würde. So sehr wir aus innerer Unteilnahme an dem traurigen Schicksal der katholischen Junglehrer und Junglehrerinnen die Verzögerung der Gründung begrüßen, so können wir doch die Befürchtung nicht unterdrücken, daß das katholische Volks-schulwesen durch die Wucht dieser Hindernisse eine gewisse Schädigung erleidet. Es wird aller Kraftanstrengung der katholischen Lehrerschaft bedürfen, um durch Schularbeit, Fortbildung und pädagogisches Schrifttum diese Schädigung auf ein Mindest-maß herabzudrücken.

Der pensionierte Igel

Von Victor Kaluza

Nun steht er im Schulschrank ganz still und staubt,
weil kein Kind an den Igel mehr glaubt. Frisst er bloß Raupen oder auch Wurst?
Trinkt der Igel auch über den Durst?
Früher, da zog man ihn manchmal herfür
und sagte: du da, benenne das Tier!
Dann ließ man ihn streicheln gegen den Strich
und sein Gefieder sträubete sich.
Zeige die Augen! Zeige den Schwanz!
(Ansonsten wäre der Igel nicht ganz.)
So kam der Lehrer, ich weiß nicht wie,
auf das kleine geschriebene „i“.
Und anhob man solche Fragen zu stellen:
Kann der Igel fliegen, kann er auch belln?
Hent ist in der Fibel ein Kikeriki,
der kräht den Kindern ein fertiges „i“.
Kein Wunder, daß kein Kind an den Igel mehr glaubt
und er steht im Schulschrank ganz still und staubt.

Mein Bruder Stein

Von Luise Meineck-Crull

Dich treten tausend Füße, Tag um Tag.
Der Räder schwerer Druck rollt über dich hin.
Auf deiner rissigen Wange brennen die Glüten
Der Mittagssturm;
Regen weint grau über dir. —
Allem bietest du wehrlos dich dar.
Mein Bruder Stein, wie ward dir dein Schicksal?
Kannst du wie ich doch vom Herzen des Allerhöchsten,
Tiefstem Schoß unserer Mutter Erde entsprossen
bist du wie ich.
Warum ward dir nur stummes Tragen zuteil?
Aber ich weiß: Du fühlst.
Du weißt um die Schmerzen, weißt um die Selig-
Janvier und Glück der Menschen, [Seiten,
Die schweren Schritte
Unter der Last ihres Lebens schreiten.
Siehe, wir tragen — wie du!
Wenn dann die Abendröte
Dem Leid der Welt die rosigen Kränze bot,
Die aus des Tages Dornenkronen blühten,
Dann küssen des Abends taukühle Lippen
Dich zärtlich,
Und die Sterne der Nacht segnen uns beide,
Dich und mich.

Die Geschichte der ehemaligen Propstei am Kollegiatstift zum hl. Kreuz in Oppeln

Von Emanuel Salas

In Oppeln wurde vor einigen Monaten das Gebäude Kirchplatz 6 vollständig abgebrochen. Dieses Gebäude, das als Städtische Volksküche allgemein bekannt war, stammte aus dem Jahre 1818; es hat also nur ein verhältnismäßig junges Alter erreicht. Bedeutend älter ist die Geschichte des Grundstücks, auf dem dieses abgetragene Gebäude vor 110 Jahren errichtet wurde.

Dieses Grundstück gehörte dem Kollegiatstift zum hl. Kreuz in Oppeln, dessen Gründung in der Zeit von 1232 bis 1239, spätestens aber 1239 erfolgte. An dieser Kirche zum hl. Kreuz waren von vornherein 9 Pfründen dotiert worden, nämlich 4 Prälaturen (Propstei, Dechantei, Archidiakonat und Kustodie) und 5 Kanonikate. Jeder Kapitular hatte ein eigenes Haus, die sogenannte Kurie oder Residenz. Diese Kurien standen rings um die Kirche auf dem Friedhof und bildeten mit der Kreuzkirche ein besonderes Stadtviertel, das die Bezeichnung Stiftskirchenviertel erhielt.

Wenn wir in den ältesten Urkunden nach einem Kapitular vom Kollegiatstift Oppeln forschen, begegnen wir einem solchen erstmalig im Jahre 1239, und zwar wird in diesem Jahre ein Propst Gregor genannt. Der Propst stand an der Spitze des Kollegiatkapitels und vertrat dasselbe nach außen. Er führte den Vorsitz auf den Generalkapiteln und nahm auch die Installation der neunen Prälaten und Kanoniker vor. An den Titularfesten Kreuz-Abfindung und Kreuz-Erhöhung hatte er den feierlichen Gottesdienst zu halten. Da jedoch die Propstei in Oppeln residierten, gingen manche von ihren Rechten durch Gewohnheit auf die Dechanten über.

Die Kurie des Propstes hieß Propstei. Über die Lage des Propsteigebäudes im Stiftskirchenviertel berichtet erstmalig die große Urkunde über die Besitzungen des Kollegiatstiftes zum hl. Kreuz in Oppeln vom 10. November 1531, worin Bischof Jakob von Salza und Herzog Johannes von Oppeln dem Kollegiatstift alle in früheren Zeiten erworbenen Rechte und Einkünfte von neuem bestätigten. Darin heißt es: „Die Propstei hat ein Haus in der Nähe der Schule.“ Ähnlich gibt der Visitationsbericht von 1686 die Lage des Propsteigebäudes an, indem er sagt: „Die Propstei liegt unweit der Schule.“ Erst auf dem Stadtplan von 1734 ist das Propsteigebäude bequem herauszufinden; es stand auf dem heut abgebrochenen Grundstück Kirchplatz 6.

Das Propsteigebäude blieb Jahrhunderte lang aus Holz. Da das Kollegiatkapitel keinen eigenen Baufond hatte, musste der Propst seine Kurie selbst instandhalten. Für den Fall eines Brandes waren aber alle Mitglieder des Kollegiatkapitels zu bestimm-

ten Zahllungen verpflichtet. Da in den vergangenen Jahrhunderten die Stadt wiederholt von schweren Feuersbrünsten heimgesucht worden war, befand sich auch das hölzerne Propsteigebäude ständig in Feuersgefahr. Bei dem Brande am 26. Juli 1684 brannte das Propsteigebäude vollständig nieder; es lag noch bei der Visitation des Kollegiatstifts im Jahre 1686 wüst da, muß aber in den folgenden Jahren wieder aufgebaut worden sein, da von 1692 ab der Propst ausnahmsweise in Oppeln residierte. Zum zweiten Male wurde die Propstei beim Feuer vom 28. März 1757 ein Raub der Flammen und blieb lange Zeit in Trümmern, bis der Bauplatz endlich als Garten verwendet wurde. Von diesem Propsteigarten wurde am 28. April 1803 ein an die Schule grenzendes Stück abgetreten, um den Erweiterungsbau der Schule, der durch Errichtung einer 3. Schulklasse notwendig geworden war, zu ermöglichen.

Über die ursprüngliche Dotierung der Propstei sind wir nur spärlich unterrichtet. So wissen wir aus einer gelegentlichen Notiz, daß 1264 einige Anteile von Jankowit, zur Oppelner Propstei gehörten. Weitere Auskunft erteilt uns das Fundationsbuch des Breslauer Bistums aus dem Anfange des 14. Jahrhunderts. Danach gehörten dem damaligen Propstei von Oppeln einige Hufen im Groß Chotulin, $\frac{1}{3}$ des Zehnten aus Klein Chotulin, Kreis Tost-Gleiwit, 2 Hufen in Deutsch Bernitz, 3 Fertone aus dem den Raudener Mönchen zugehörigen Czernitz, je 3 Hufen in Smolnitz, Pilchowitz, Drontowitz, Belf, Bujakow, Chudow, endlich der Zehnt von Blotnitz im Werte von 3 Mark. Nach der bereits erwähnten großen Urkunde über die Besitzungen des Kollegiatstifts zum hl. Kreuz vom 10. November 1531 besaß die Propstei den Vierdungszehnt aus den Dörfern Lubom, Pschow, Kokoschütz, Szeykowitz, Kryszkowitz, Pilchowitz, Wielopole, Hilbersdorf, Groß und Klein Dubensko, Rydzistan, Schyglowitz, Kiefernstädtel, Elgota des Blaso, Bujakow, Chudow, Czuchow, Klein Kotulin, Nieborowitz, Duzelowize, Czerwionka, Lonossowize und Belf. Den Garbenzehnt hatten folgende Ortschaften der Propstei zu liefern: Lisiek, Markowitz, Raschütz, Babitz, Aldamowitz, Gurek, Golleow, Boguniz, Cummin, Nuda Chodonis, Ruda Chwalonis, Stodoll, Ochojek, Niedobischütz, Przegendza, Jankowitz, Raduschau, Seibersdorf, Teykowitz, Cuchowka, Gaschowitz, Rzuchow, Syrin, Olsau, Bukan, Nieboischau, Jawada bei Pschow, Bluschezau, Belschnitz, Odraukamin, Hohenbirken, Kobyla, Leng und Groß Kotulin. Die Propstei war also gut dotiert; doch schon in den folgenden Jahrzehnten erfuhr sie eine große Einbuße an ihren Einkünften. Die Fürsten und Stände, die der neuen Lehre anhingen, gaben zu damaliger Zeit ihrer Abneigung gegen die Katholische überall dadurch zum Ausdruck, daß sie der katholischen Geistlichkeit die bisher üblich gewesenen Abgaben verweigerten. Durch diese Einstellung wurde auch das Kollegiatstift zu Oppeln schwer betroffen. Schon der Visitationsbericht von 1579 berichtete, daß die Garbenzehnten nur zum allergeringsten Teil wirklich an die Kapitulare des Kollegiat-

stifts geliefert wurden. Doch auch unter den der Kirche treu Gebliebenen machte dieses Verhalten der Fürsten und Stände Schule. Besonders hatte der Propst des Oppelner Kollegiatstifts darunter zu leiden. Am 8. November 1653 flagte er dem Bischofe, daß jetzt sogar der Graf von Oppersdorff die Garbenzehnten von Markowitz, Naschütz, Babisz, Kobyla und Leng verweigere. Erst im Jahre 1667 kam es zwischen den Ständen und dem Kollegiatkapitel zu einem gütlichen Vergleich. Die Stände zahlten dem Kapitel eine Entschädigungssumme von 6000 Floren. Die Zinsen davon verwendete das Kollegiatstift zur Aufbesserung der von dem Garbenzehntstreit besonders schwer betroffenen Pfründen. Dem Propstei wollte das Stift jährlich 150 Floren zahlen, dafür aber seine Bierdungzehnten selbst einfordern aus Furcht, sie könnten bei der Nichtresidenz der Propstei eingehen. Würde ein Propst in Oppeln residieren, so sollte er außer den 150 Floren auch seinen Anteil aus dem Fiskus des Kollegiatkapitals und aus den täglichen Einkünften erhalten. Der Propst aber bestand auf der weiteren selbständigen Erhebung des Bierdungzehnt. Am 20. Juni 1668 bestätigte schließlich Bischof Sebastian von Rostock der Propstei, die aus den Bierdungzehnten zu wenig Einkünfte hatte, jährlich 120 Floren aus der Landeskasse. Doch auch in der Folgezeit büßte die Propstei immer mehr von ihren bisherigen Einkünften ein. Als Propst Wostrowsky 1803 auf die Vorstellungen des Fürstbischofs hin einen Flecken seines Propsteigartens zur Erweiterung des Schulgebäudes abtrat, erklärte er zugleich: „Da ich aber nicht befugt bin, die äußerst geringen Einkünfte des Propstes zu schmälern, so depone ich einen Pfandbrief in Höhe von 30 Reichstalern, wodurch meine Nachfolger hinlänglich entschädigt sind.“ Zur Zeit der Säkularisation bezog der Propst aus seiner Oppelner Pfründe nur noch 82 Reichstaler 2 Silbergroschen.

Stellen wir nun die Notizen über die Oppelner Propstei zusammen. Einem Propste Gregor begegnen wir schon 1239. Er war zugegen, als Bischof Thomas das von seinem Vorgänger gestiftete Hospital zu Neisse dem Propste Heinrich von Miechow übertrug. Gregor war zugleich Breslauer Domherr und residierte auch allem Anschein nach in der Bischofsstadt. Wir finden ihn nämlich fast ausschließlich in bischöflichen Urkunden erwähnt. Nur einmal und zwar 1243 steht er unter den Zeugen in einer Urkunde des Herzogs Miesko, die in Mechow, Kreis Cosel, ausgestellt ist. Der Propst war am 5. September 1261 mit dem Bischof in Ujest, von wo dieser dem von Tendrzejow nach Rauden verpflanzten Cisterzienserkonvente die Neubruchzehnten von 100 großen Hufen überließ. Das letztemal wird Propst Gregor am 31. August 1263 erwähnt.

Im Jahre 1282 war Magister Simon Propst von Oppeln. Er war mit Zeuge, als Herzog Heinrich von Schlesien beim hl. Evangelium den Schwur leistete, sich in seinem Streite mit der Breslauer Kirche dem Schiedsspruch des Legaten Philipp, Bischof von Fermo, zu unterwerfen. Als derselbe päpstliche Legat am 18. Mai 1282 einen

Vertrag des Herzogs Mestwin von Pomern mit dem Deutschen Orden in Miltisch urkundete, unterschrieb Propst Timon von Oppeln gleich nach Bischof Thomas. Timons Nachfolger hieß Boguslaus. Am 15. Juli 1286 wurde dieser mit den Archidiakonen Heinrich von Liegnitz und Johann von Lenczyce sowie dem Breslauer Kantor Johann vom Bischofe mit einem Bescheide an den Herzog Heinrich gesandt. Propst Boguslaus und der Oppelner Kanonikus Johannes waren Zeugen, als der Bischof Johann in Ratibor am 24. Juli 1296 die Überlassung des vom Herzog Przyunko vor der Stadt gegründeten Hospitals an die Brüder vom hl. Grabe bestätigte. Wahrscheinlich starb der Propst noch in demselben Jahre; denn sein Tod gab einer Metropolitan-synode in Gnesen vom Jahre 1297 Veranlassung, neuerdings in einer Konstitution zu bestimmen, wie es beim Tode eines Geistlichen im 1. Jahre der Vakanz mit den Einkünften der erledigten Pfründe gehalten werden solle. Der nächste Propst Heinrich hatte diese Prälatur nur ganz kurze Zeit inne. Schon 1298 war Boguslaus von Bolow Propst, der gleichzeitig residierender Domherr in Breslau war. Sein Name wird in dem Fundationsbuch des Bistums Breslau aus dem Anfange des 14 Jahrhunderts genannt. Am 31. August 1318 wird er zum letzten Male erwähnt. Nach seinem Tode bevarb sich zwar Arnold, Pfarrer von Prohan und Breslauer Domherr, beim Breslauer Bischof Heinrich um die Oppelner Propstei; sehnlichstvooll schrieb er: „Sicherlich braucht jetzt die Oppelner Kirche einen Propst, und ebenso sicher könnte Arnoldus eine Kirche oder vielmehr eine kirchliche Pfründe branchen.“ Aber seine Bewerbung blieb ohne Erfolg; denn am 27. August 1323 befahl Papst Johann XXII. von Avignon aus dem Posener Dekan sowie dem Archidiakon und Custos von Breslau, sie sollten dafür sorgen, daß die vakante Propstei von Oppeln dem Gnesener Kanoniker Nikolaus Wenceslai übertragen werde. Das ist derselbe Nikolaus, der uns dann noch von 1332 bis 1356 in Urkunden als Propst von Oppeln begegnet. Ihm folgte 1356 als Propst Petrus de Opol, der 1361 als Breslauer Offizial erscheint. Als nächster Propst von Oppeln konnte Konrad von Kaufungen ermittelt werden, der um das Jahr 1382 die Oppelner Propstei inne hatte. Er war auch Kanoniker an der Breslauer Kathedrale. Von 1428 bis 1438 erscheint Jakobinus de Rubeis oder Jakob Eichholz als Propst in Oppeln. Dieser bestimmte gemeinsam mit den übrigen Mitgliedern des Kollegiatkapitels, daß im Falle der Nichtresidenz ein Prälat nur 25, ein Kanoniker nur 12 Mark von seiner Oppelner Pfründe beziehen sollte; der Rest sollte den residierenden Kanonikern zugute kommen. Zweck dieser Bestimmung war der, möglichst viele Präbendaten zur Residenz in Oppeln zu bewegen. Als nächster Propst des Oppelner Kollegiatstifts wird Jakob Rzenkowicz genannt, dessen Name auch im Protokoll der Breslauer Diözesansynode vom Jahre 1446 auftritt. Um das Jahr 1480 hatte Johann Scheuerlein die Propstei inne; er war zugleich Kanoniker in Breslau, Liegnitz, Groß-Glogau, Ulzburg und Trient und

starb 1516 als Generalvikar und Offizial von Breslau. Der nächste Propst von Oppeln hieß Gregor Gzeffley. Als Dekan von Oberglogau und Kanonikus zu Neisse hatte er sich 1481 auf der Universität Krakau immatrikulieren lassen. 1487 war er Kommissar des Bischofs Johannes Roth im Oppelner Archidiakonat. Auf eidliche Aussage des Heinrich von Starbie stellte er damals ein Zeugnis aus, daß auf Bawischez (das damals und auch noch 1532 im Oppelner Urbar Sowicze hieß), kein geistlicher Zins hafte; die Zeugen der Urkunde: Michael von Jasina, Domherr zu Brieg, und Andreas von Gleiwitz, Vikar zu Oppeln, waren Beisitzer der Verhandlung. Von 1531 bis 1553 war Wenzel Lossotin Inhaber dieser Pfarrei; er war zugleich Augustinus und Kanonikus in Breslau und wurde später General-Vikar und Offizial. 1562 hatte Johann Georg Triller, der bereits 1560 ein Kanonikat in Oppeln besaß, die Propstei inne. In demselben Jahre wurde er auch vom Kaiser Ferdinand für ein Kanonikat in Ratibor präsentiert und vom Bischof Kaspar von Logau am 12. Juni 1562 investiert. Triller führte jedoch kein priesterliches Leben. Am 28. Juni 1564 forderte ihn der Bischof unter Androhung der Amtsenthebung auf, sich zu bessern. Noch 1573 wird er als Propst von Oppeln genannt. Nach dem ältesten vorhandenen handschriftlichen Visitationsbericht der Kollegiatkirche zum hl. Kreuz in Oppeln vom 6. Juli 1579 bekleidete nach Triller die Würde eines Propstes Dr. Bodzenin, der zugleich Kanoniker und polnischer Prediger, also Pfarrer von Oppeln war. Sein Nachfolger wurde 1587 Sigismund Galawa a Nadaw, der ebenfalls gleichzeitig Kanoniker und polnischer Prediger war. Außerdem war er auch Pfarrer von Chrzapecz. Da damals die Oppelner Pfarreien nur sehr wenig brachten, suchten die noch residierenden Kapitulare mehrere Benefizien in ihrer Hand zu vereinigen. Der Propst bat daher 1590 für den Dekan Georg Stephanus nun eine soeben durch den Tod des Kanonikus Ulrichs Fomitius vakante gewordene Präbende.

Der nächste Inhaber der Propstei war Christoph von Strachwitz, geboren den 14. April 1579 zu Groß-Banche bei Trebnitz. Am 13. September 1601 kam er ins Germanikum nach Rom, das er noch vor Abschluß seiner theologischen Studien am 3. Februar 1606 als Subdiakon verließ. In Breslau empfing er noch in demselben Jahre die Diaconats- und die Priesterweihe. Schon 1608 wurde er Kanonikus an der Kathedrale und bald darauf Propst an der Kollegiatkirche zu Oppeln. Zugleich besaß er Kanonikate an der Kollegiatkirche zu Glogau und am Breslauer Kreuzstift. Auch hatte er den Grad eines Lizentiaten der Theologie erworben. 1616 wurde er Prälatus Cantor an der Kathedrale. Bald darauf resignierte er auf die Oppelner Propstei, da er als Bistumsadministrator für den minderjährigen Fürstbischof regierte; er starb am 1. Oktober 1638 in Neisse. Nach ihm besaß die Oppelner Propstei Johann Latochins, Pfarrer von Carlowitz, der zugleich Kanonikus am Kollegiatstift zu Ratibor war; er wird noch 1648 als

Propst genannt. Auf ihn folgte 1649 Simon Lachnit, der jedoch bald darauf resignierte. Die Pfründe erhielt nunmehr der Neisser Domherr Theseus Colonea, der sie auch nur 2 Jahre behielt. Die Propstei wurde jetzt dem Breslauer Domherrn Johannes von Lenderode, der 1653 auch Prälatus Custos an der Kathedrale wurde, verliehen. Er zeichnete sich durch seine gediegenen theologischen, philologischen und juristischen Kenntnisse aus. Die juristischen Arbeiten im Domkapitel waren zumeist sein Anteil. Er war auch Apostolischer Protonotar. Am 6. Oktober 1665 starb er. In der Hedwigskapelle der Kathedrale ist ihm ein Denkmal gesetzt.

Von 1666 finden wir als Inhaber der Pfründe den Breslauer Vizeoffizial Dr. utr. jur. Johannes Brunetti, Herrn auf Groß-Mallendorf; er war außerdem apostolischer Protonotar, Domherr an der Breslauer Kathedrale und am Kreuzstift und Kanoniker am Kollegiatstift zu Groß-Glogau. Am 1. Februar 1667 war er Bevollmächtigter des Oppelner Kollegiatkapitels vor den Deputierten der Schlesischen Kammer in Breslau, bei welchem Anlasse es zwischen dem Kapitel und den Ständen zu einem gütlichen Vergleich kam, der den jahrzehntelangen Garbenzehntstreit beendigte. Am 22. Juli 1686 begann er unter dem Beistande des Neisser Kanonikus und Notars Christian Kappler die Visitation der Kollegiatkirche zu Oppeln, deren ausführlicher Bericht einen beträchtlichen Teil der Geschichte des Kollegiatstifts zum hl. Kreuz darstellt. Jakobus Brunetti, der seit 1676 auch die Würde eines Prälatus Scholastikus an der Kathedrale zu Breslau bekleidete, starb am 22. März 1692. Nach seinem Tode wurde Dr. theol. Johannes Valentin Bergener in Noltenheim Propst des Kollegiatstifts. Dieser residierte ausnahmsweise in Oppeln. Bei der Installation des Jeremias Bange als Kanoniker des Stifts brach zwischen Propst Bergener und dem Dekan Stablowksi ein Präcedenzstreit aus; das Installationsrecht stand zwar dem Propstei zu, war jedoch durch Gewohnheit auf den Dekan übergegangen, da die Propstei selten residierten. Das Generalvikariatamt in Breslau hatte schließlich auch zugunsten des Dekans entschieden. Im Jahre 1701 wurde der Breslauer Domherr Anton Arnold von Glandorf Bergeners Nachfolger als Propst von Oppeln. Er besaß zugleich ein Kanonikat in Halberstadt. 1706 resignierte er auf die Oppelner Pfründe. Ihn löste Wilhelm Nikolaus von Krafft ab, der bis 1723 im Besitz der Pfründe blieb. Der Erzpriester und Pfarrer Franz Dismas Tichy von St. Mauritius in Breslau erhielt jetzt die erledigte Propstei in Oppeln. Dieser zahlte 1726 im Namen des Kollegiatkapitels 82 Floren, 45 Kreuzer, 1 1/2 Heller Türkstener. Propst Tichy starb am 25. Mai 1740. Der folgende Propst Friedrich Heißig besaß nur kurze Zeit diese Pfründe, da er sie 1744 mit dem durch den Tod des Dekans Jeremias Bange erledigten Dekanat vertauschte. Dekan Heißig wurde auch Fürstbischöflicher Kommissarius. Er starb 1749. Die Propstei erwarb der Germaniker Benediktus Maternus von Ortman, Pfarrer in Boberröhrsdorf. 1751 wurde

er Pfarrer von Hirschberg. Er war zugleich apostolischer Notar, Erzpriester und bischöflicher Kommissarius. Sein Tod erfolgte am 16. März 1769. Der folgende Propst hieß Franz Joseph Laube, Erzpriester und Pfarrer von St. Nikolai zu Breslau. Letzter Propst von Oppeln war Johannes Nepomuk von Wostrowsky, Kanonikus der Kathedrale zu Breslau und der Kollegiatkirche zum hl. Kreuz daselbst. 1803 trat er, wie bereits berichtet, ein Stück seines Propsteigartens ab, um den geplanten Erweiterungsbau der benachbarten Stiftsschule zu ermöglichen und legierte einen Pfandbrief von 30 Reichstalern zur Verbesserung der Einkünfte des Propstes. 1805 wurde er Prälatus Scholastikus und 1808 Archidiakon am Breslauer Domstift. Die Säkularisation traf ihn besonders schwer, da nicht allein die Kollegiatstifter, sondern auch das Domstift selbst säkularisiert wurden. Als an Stelle des letzteren durch Kabinetsordre vom 16. März 1812 ein neues Domkapitel errichtet wurde, erhielt Johannes von Wostrowsky durch Verordnung des Fürstbischofs am 24. Juni 1812 erneut die Würde des Archidiakons; er behielt sie bis zu seinem Tode am 22. Dezember 1824.

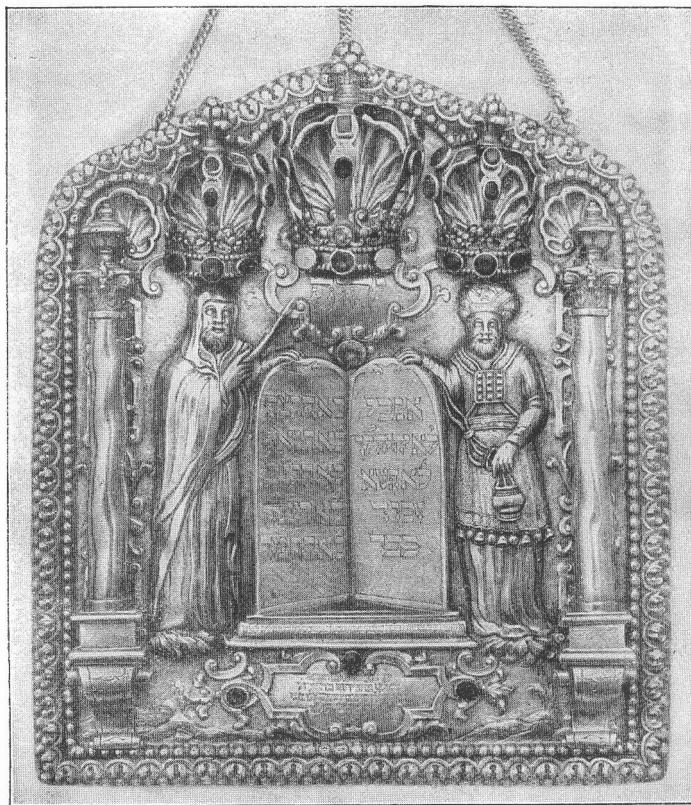
In Oppeln wurden nach Auflösung des Kollegiatstifts die vorhandenen Stiftsgebäude alsbald bestmöglichst verwertet; nur für den ehemaligen Propsteigarten fand man zunächst keine Verwendung. Die dem Propsteigrundstück benachbarte Schule zählte Anfang 1818 insgesamt 400 Schüler in 3 Klassen; man plante deshalb die Errichtung einer 4. Klasse. Da ein nochmaliger Erweiterungsbau des bisherigen Schulgebäudes nicht möglich war, beschloß die katholische Gemeinde ein neues Schulgebäude auf dem ehemaligen Propsteigrundstück zu errichten. Schon im Frühjahr 1818 wurde der Grundstein zu diesem Schulgebäude gelegt, aber erst am 30. September 1819 konnte es seiner Bestimmung übergeben werden. Es enthielt zwei geräumige Klassenzimmer und einige Nebenräume. Da der Magistrat vor diesem Schulgebäude ein marmornes Wasserbassin, auch Kasche genannt, errichten ließ, erhielt das Schulgebäude zum Unterschiede von den übrigen drei Schulgebäuden der Stadt die Bezeichnung „Schule am Wasserbassin“ oder „Schule an der Kasche“.

Das Gebäude blieb zunächst Schule bis 1861. Damals wurden sämtliche Mädchenklassen im nenerbauten Schulkloster, Tuchmarkt 5 untergebracht, während sämtliche Knabenklassen nach der Schule Nikolaistraße 32 verlegt wurden. Das bisherige Schulgebäude Kirchplatz 6 wurde im September 1861 als Möbelmagazin vermietet. Nach 15 Jahren konnte das Gebäude seiner ursprünglichen Bestimmung wieder zurückgegeben werden und zwar wurden 1876 zwei Klassen der neu eröffneten Seminar-Übungsschule darin untergebracht. Als dieselbe Ende März 1888 infolge Übersiedlung des Seminars nach Proskau aufgelöst wurde, fanden wiederum Volksschulklassen in diesem Gebäude



Thoravorhang von 1804
Synagogen-Gemeinde, Glogau

Aus der Ausstellung: „Das Judentum in der Geschichte Schlesiens“
im Schles. Museum für Kunstgewerbe
und Altertümer, Breslau



Thoraschild
Breslauer Arbeit von 1753
Synagoge zum Tempel, Breslau

Aus der Ausstellung: „Das Judentum in der Geschichte Schlesiens“
im Schles. Museum für Kunstgewerbe und Altertümer, Breslau

Aufnahme. Nach Einrichtung des alten Lazarets, Gerichtsstraße 2 für Schulzwecke im Jahre 1902 wurde das Gebäude Kirchplatz 6 als Schule nicht mehr benötigt. Nach Ausführung der erforderlichen baulichen Umänderungen wurde am 2. Januar 1903 in seinen Räumen die Städtische Volksschule eröffnet. Noch einmal wurde das obere Zimmer der Stadtküche als Schulzimmer benötigt, als das Schulgebäude der Schule I 1920 durch die Regierung belegt wurde; und als 1920 die Interalliierte Kommission das Schulgebäude der ev. Schule als englisches Feldlazarett beschlagnahmte, wurde von dieser Schule das 1. Stockwerk der Stadtküche für Schulzwecke beansprucht. Nach dem Abzug der Besatzung im Jahre 1922 wurde dieses Stockwerk dem Städtischen Wohlfahrtsamt zurückgegeben. Die Stadtküche verblieb jedoch nicht in diesem Gebäude, sondern wurde nach dem heutigen Stadthaus zum Getreidemarkt verlegt. Die leer gewordenen Räume wurden 1923 für gewerbliche Zwecke vermietet. Nun ist das Gebäude der Pickel des Maurers zum Opfer gefallen. Wie einst nach dem Stadtbrande von 1757 sollen auch jetzt aus dem wüsten Platz des Grundstücks Grünanlagen entstehen. Mögen sie gleich dem neu geschaffenen Schiffmannplatz dem Bilde der Altstadt ein freundliches Gepräge geben!

Quellen:

1. Handschriftliche:

Visitationsbericht der Kollegiatkirche zu Oppeln vom 6. Juli 1579 im Breslauer Staatsarchiv.
Akta der Fürstb. Geh. Kanzlei die Schulaufsicht bei der Kollegiatkirche zu Oppeln betreffend.
1803; im Diözesanarchiv.

2. Gedruckte:

Jungnits, Visitationsberichte im Archidiakonat Oppeln.

Jungnits, Die Breslauer Germaniker.

Jungnits, Martin von Gerstmann.

Jungnits, Sebastian von Rostock.

Idzikowski, Geschichte der Stadt Oppeln.

Schramek, Das Kollegiatstift zum hl. Kreuz in Oppeln.

Soffner, Geschichte der Pfarrei Oltashin.

Welzel, Geschichte des Archipresbyterats Ratibor, 2. Auflage.

Engelbert, Kaspar von Logau.

Myrtek, Oberschlesiens Kirche nach dem 30jährigen Kriege im „Oberschlesischen Jahrbuch für Heimatgeschichte und Volkskunde“, II. Band.

Seppelt, Die Breslauer Diözesan-Synode vom Jahre 1446.

Erster Beitrag zur Adventiv- und Ruderalflora der Provinz Oberschlesien

(Schluß)

Von Karl Schubert, Groß-Ellguth, Kreis Cösl

Neben dem hohen Kulturgechichtlichen Interesse hat die exotische Unkrautflora auch eine nicht zu unterschätzende wirtschaftsgeschichtliche Bedeutung. In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts waren die fremdländischen Unkräuter fast ausschließlich mediterraner Herkunft, was den Botaniker zu dem Schluß berechtigt, daß der Bezug fremden Saatgutes aus Südeuropa mehr üblich war als heute, wo das amerikanische und russische Getreide bei weitem vorwiegt. Die Bestimmung der fraglichen Unkräuter, die dem bezogenen Saatgut beigemengt sind, hat somit nicht nur einen wissenschaftlichen Wert, sondern auch einen rein praktischen, insosfern als man mit Hilfe der Beimengungen in den meisten Fällen auf die Herkunft und die Qualität derselben Rückschlüsse ziehen kann.

Die fremdländische Unkrautflora finden wir aber nicht allein in den Häfen und Bahnhöfen; die Umgebung der Mühlen, in denen auswärtiges Getreide vermahlen wird, der Getreidespeicher, Brauereien, großen Hühnerhöfe, Mälzereien usw. zeigt stets Vertreter aus aller Herren Ländern, insbesondere aber jenen, die einen schwunghaften Getreidehandel tätigen.

Recht schwach bei uns vertreten ist die Südfruchtflora, das sind viele südeuropäische Pflanzenarten, deren Samen mit dem Verpackungsmaterial der in den Handel kommenden Südfrüchte zu uns gelangen und auf den großen Güterbahnhöfen an den Ausladestellen der Südfuchtsendungen sich ein erfreuliches Stelldichein geben. Auf den Güterbahnhöfen zu Gleiwitz und Beuthen wurde bislang in Oberschlesien nur ein einziger Südfruchtbegleiter festgestellt, und zwar die vorstige Grundfeste (*Crepis setosa*), ein Umstand, der vielleicht darauf zurückzuführen ist, daß bei uns ausgesprochene Südfruchtgroßhandlungen fehlen und unser Verkaufsmaterial wohl durchweg dem Zwischenhandel entstammt. Weit besser um die Südfruchtflora ist es in den Rheinlandhäfen und im westfälischen Industriegebiet bestellt, wo direkte Handelsbeziehungen mit den südeuropäischen Großfirmen bestehen. Mein floristischer Freund, Postrat Scheuermann in Dortmund, machte mir erst kürzlich die beneidenswerte Mitteilung, er hätte allein im Vorjahr 48 Südfruchtbegleiter in seinem Gebiet festgestellt. Ein und der andere von diesen wird in den nächsten Jahren gewiß auch bei uns zu erwarten sein.

Einen großen Beitrag zu dem Kapitel der Adventivflora liefern jene Gewächse, die wir auf den Schutt- und Kehrichtplätzen, sowie auf den Siedlungsreien und wüsten Plätzen in der Umgebung

der größeren Städte vorfinden. Ihre Existenz ist bedingt durch die verhältnismäßige Lockerheit und gute Durchlüftung des Bodens, besonders aber durch seinen großen Nährstoffgehalt, der überall dort vorhanden ist, wo mit Rehricht und Hausabfällen und sonstigem Unrat viel organische Substanz abgelagert wird oder gar eine starke Ammoniakdüngung erfolgt. Begünstigend kommt der Umstand hinzu, daß der Boden durch keinerlei Kulturarbeit verwundet wird und das Pflanzenwachstum nur durch gelegentliche Überlagerung mit neuen Schutt- und Abfallmassen eine Störung erfährt. Groß ist die Zahl der Arten, die sich an den bezeichneten Ortslichkeiten ihr Bürgerrecht erwirkt. In großer Anzahl finden wir auf den Gemüll- und Rehrichtplätzen unsere sämtlichen Getreidearten, Küchen- und Gewürzkräuter (Kümmel, Dill, Fenchel, Anis, Koriander, Pfefferkraut, Dsop usw.), sowie auch Apfelsinen, Zitronen, Dattelpalmen, Feigen, Johanniskreuzbrot usw. in Reimlingen, wenn nicht gar in kleinen Sträuchern. Erheblich ist auch die Zahl der Gewächse, die als oder mit Vogelfutter zu uns kommen und sich unter ähnlichen Verhältnissen auf diesen Schuttstellen ansiedeln und freudig vegetieren. Seltener fehlt an diesen Stellen der echte Kanariensamen (*Phalaris canariensis*), dessen Samen zur Fütterung von Stubenvögeln Verwendung finden. Dass auch viele unserer Gemüsepflanzen, wie Kürbis, Gurke, Krautarten usw. sich auf diesen Plätzen breitmachen, bedarf wohl erst keiner Erwähnung. Alles spricht üppig empor, doch hat diese Zusammensetzung nur kurzen Bestand. Schon im nächsten Jahre entbrennt der Kampf ums Dasein in ungeahnter Stärke. Wohl sind noch die meisten der vorjährigen Arten vorhanden, doch fallen uns schon zu Beginn der Vegetationsperiode die stark aufschließenden Reimlinge der einheimischen oder alteingebürgerten Ränderalflora (Melden-, Knöterich- und Gänsefußarten, Berufskraut, Beifuß, Amarant u. a. m.), unterstützt von ausländischen Vertretern der Ränderalflora, wie Raukenfenz (*Sisymbrium Sinapistrum*), wilder Lattich (*Lactuca Scariola*) usw. auf, neben einigen ausdauernden Wiesenpflanzen, wie Rot- oder Wiesenklee, Weißklee, Wiesenrispengras, Schnecken- und Steinilee, Löwenzahn, Flockenblume, Wucherblume. Bald ist alles überwuchert und der weitere Werdegang dieser bunt zusammengewürfelten Gesellschaft ist in den späteren Jahren die Entstehung einer geschlossenen Gras- und Kulturlfur, wenn Mahd hinzutritt. Ist mit diesem Faktor nicht zu rechnen, so finden sich alsbald die Reimlinge von Holzpflanzen (Gauerdorn, Brombeere, Weiden, Pappeln, Birken) ein und die Gesellschaft schreitet weiter zur Entstehung eines Gehölzes.

In unserem engeren Oberschlesien, wo Hunderte von Fabrikschlößen und Feuerschlünden ihre sengenden Rauch- und Glutwellen in die Atmosphäre speien, verleihen die weit angesiedelten Schutt- und Schläckenhalden der Landschaft ein eigenartiges Gepräge. Auf den jüngeren Halden, die eintönig und düster in

die Landschaft schauen, stellen sich alsbald die Pioniere der Humusbildung (Algen, Flechten und Moose) ein, und durch ihre Tätigkeit, wie auch durch die Unterstützung der Luft entwickelt sich im Verlauf der Jahre eine mehr oder minder starke Humusschicht, die es höheren Gewächsen gestattet, sich hier anzusiedeln. Darum zeigen die meisten älteren oberschlesischen Halden eine mehr oder weniger geschlossene Pflanzendecke. Auf ihnen hat sich neben vielen einheimischen eine stattliche Anzahl fremdländischer Gewächse angesiedelt, die den reichen Salz-, Kalk-, Phosphor- und Stickstoffgehalt bevorzugen und dort üppig vegetieren. Die exotischen Besiedler der Halden stellen einen nicht zu unterschätzenden Beitrag zur oberschlesischen Adventivfloristik dar. Das Vorkommen vieler östlicher Arten dürfte zurückzuführen sein auf die Einfuhr russischer Erze.

Groß ist die Zahl jener Gewächse, die ursprünglich aus dem Auslande eingewandert oder eingeschleppt sind und bei uns so festen Fuß gefaßt haben, daß sie den Schein der ursprünglichkeit erwecken. Ihre Einwanderung im Laufe der Jahrhunderte vollzog sich ganz unanfällig, sodaß wir ihr massenhaftes und oft lästiges Vorkommen als etwas Selbstverständliches und Gegebenes betrachten und geneigt sind, sie zu den naturalisierten, d. h. eingebürgerten Arten zu zählen. Nach dem Schweizer A. Thellung (Englers Bot. Jahrbuch Bd. 53, 1915) ist eine Pflanze dann eingebürgert, wenn sie in einer Gegend „durch die bewußte oder unbewußte Vermittelung des Menschen oder durch einen unbekannten Faktor eingeführt worden ist, und die in der Folge mit allen Eigenschaften einer einheimischen Pflanze auftritt, indem sie sich durch ihre natürlichen Verbreitungsmittel (Früchte und Samen, Knollen oder Zwiebeln bzw. Bulbillen, Ausläufer oder Wurzelschößlinge, Stengel oder Rhizomfragmente) je nach den Lebensgewohnheiten der Art ohne die direkte Mitwirkung des Menschen ausgiebig vermehrt, die sich infolgedessen mit mehr oder weniger großer Regelmäßigkeit an den ihr zugesagenden Standorten zeigt und auch klimatisch abnorme Perioden erfolgreich überdauert hat.“ Ein typisches Beispiel für die Einwanderung bietet uns die als Aquarienpflanze allgemein bekannte Wasserpest (*Elodea canadensis*). Sie ist bei uns in Europa nur in weiblichen Exemplaren vertreten und vermehrt sich hier nur auf vegetativem Wege, und zwar durch Sproßstücke in einer solch ungeheuren Menge, daß sie eine Zeitlang die Schiffahrt auf Flüssen und Kanälen behinderte und unsere übrigen Binnengewässer völlig verpestete. Geläufiger Weise ist in der letzten Zeit ein Rückgang dieser enormen Ausbreitung festgestellt worden.

A. Thellung unterscheidet hinsichtlich der Einbürgерung 3 Stufen oder Grade. Die erste Stufe nennt er Passanten (*Ephemerophyten*). Die Samen dieser keimen, erzeugen junge Pflanzen, blühen höchst selten oder aber ohne Samen zu ergreifen; die

klimatischen oder ökologischen Verhältnisse sagen ihnen nicht zu, sie werden von der kalten Jahreszeit überrascht und schon durch die ersten Fröste vernichtet. Treten sie im nächsten Jahre wieder auf, so liegt das daran, daß infolge des Güterverkehrs alljährlich und in reicher Menge neuer Samen zugeführt wird. Ein typisches Beispiel hierfür bietet bei uns die Rizinuspflanze. Ich beobachte sie alljährlich in großer Menge oft in Stücken bis zu 30—40 cm Höhe. Schon die ersten Herbstfröste vernichten sie. Zur Blüte gelangt sie dort nicht; trotzdem tritt sie alljährlich auf, da beim Verladen immer wieder neue Samen verstreut werden.

Die 2. Gruppe bilden die Ansiedler (Epökophyten) das sind Pflanzen, die ursprünglich einer Gegend fremd sind, in derselben aber unter Wirkung der genannten Faktoren immer wieder mehr oder weniger regelmäßig und beständig auftreten, aber nur an künstlichen, vom Menschen unabsichtlich für sie brachgelegten Standorten, ohne mit der einheimischen Vegetation in einen erfolgreichen Konkurrenzkampf zu treten. Hierzu rechnet man die einjährige Ruderalflora und das seltsame Pflanzengemisch auf unseren Bahnhöfen. Wir werden sie meistens dort finden, wo der Boden verwundet oder Neu-land geschaffen worden ist. Der Adventivflorist, der die Ansiedler dort suchen will, wo eine üppige Vegetation aufschließt — gewöhnlich sind es unsere gemeinsten, alles überwuchernden einheimischen Arten — wird selten auf seine Rechnung kommen. Nur wo spärliche Vegetationsanflüge vorhanden sind, dort hat er Aussicht auf reiche Ausbeute. Die üppigen Unkrautstande sind die größten Feinde der fremdländischen Ansiedler. Da sie hoch aufschließen und in manchen Fällen Mannshöhe erreichen, gefährden sie den Bahnbetrieb, und rückt man ihnen neuerdings mit ätzenden Säuren (Natriumchlorat!) tüchtig zu Leibe.

Die 3. Gruppe umfaßt die Neubürger (Neophyten). Diese haben mit der vorigen Gruppe den fremdländischen Ursprung, sowie das regelmäßige und beständige Auftreten gemeinsam, unterscheiden sich aber dadurch von ihnen, daß sie sich an natürlichen Standorten anzusiedeln und dauernd einzubürgern vermögen, und zwar an Stellen, wo sie von der menschlichen Tätigkeit unabhängig sind. Jedermann kennt die amerikanische Herbstaster (*Aster frutetorum*), die sich in Weidengebüsch, an Bäumen, auf Kirchhöfen, sowie anderen unberührten Ortslichkeiten in Massen ausbreitet und uns mit ihren leuchtenden lila Blütenköpfchen bis spät in den November hinein erfreut. Diese ist ein trefflicher Vertreter der Neubürger, deren Zahl im Oberschlesien eine große ist. Ich will an dieser Stelle nur noch die bekannteren hinzufügen, welche sind: die schlagschlätrige Rudbeckie (*Rudbeckia laciniata*), die spätblühende Goldrute (*Solidago serotina*), die südeuropäische Nachviole (*Hesperis matronalis*), verschiedene Spiräen, die weißfruchtige Kornelkirsche (*Spiraea opulifolia*) und viele andere mehr. Sie

führen oft in den sie beherbergenden Pflanzengesellschaften die führende Rolle und sind von angebend im Landschaftsbilde.

Auffallend ist die Gleichartigkeit der Adventivflora in den verschiedensten Gegenden Deutschlands. Was in der Schweiz adventiv auftritt, kommt auch im rheinisch-westfälischen Industriegebiet vor, was bei Hamburg, Hannover, Breslau vorkommt, ist auch bei uns in Oberschlesien zu erwarten. Die Adventivflora ist durchweg eine sehr beständige. Der Fall, daß eine Adventivpflanze nur einmal auftritt und nie wieder vorkommt, dürfte wohl einzig dastehen. Wohl kommt es vor, daß sie des öfteren einige Jahre ausbleibt oder hente hier und zu anderer Zeit an einem fremden Orte auftritt, aber durchweg ist damit zu rechnen, daß eine Pflanze, die in einem Hafen oder auf einem Güterbahnhofe Mitteleuropas angetroffen wird, auch an gleichen Ortslichkeiten anderer Städte vorkommt. Das Studium der Adventivgewächse unterscheidet sich somit nur wenig von dem der einheimischen; wie da hat man es nur mit ganz bestimmten Arten zu tun. Die Übereinstimmung ist desto größer, je gleichmäßiger die Handels- und Verkehrsbeziehungen sind. Große Güterbahnhöfe und Umschlaghäuser haben auch stets eine umfangreiche Adventivflora, vorausgesetzt, daß es sich tatsächlich um einen lebhaften Güterverkehr handelt. Güterbahnhöfe mit einförmigem Güterverkehr, beispielsweise nur Kohle, Holz oder Erz, haben auch eine einförmige, wenig Arten zählende Adventivflora. Geltamerweise kann man diese Gleichförmigkeit auch in dem Vorkommen der selteneren Vertreter der Adventivflora feststellen. So fand ich viele Arten, die Herr Postrat Schenermann für den rheinisch-westfälischen Industriebezirk als selten gebucht hatte, mehr oder weniger zahlreich auch bei uns an ähnlichen Ortslichkeiten. Aus den Funden auf den Güterbahnhöfen der Schweiz lassen sich leicht Schlüsse ziehen auf die Funde unserer Bahnhöfe und umgekehrt. Je gründlicher wir uns mit der Kenntnis der Bahnhofsflora befassen, desto vollständiger wird unser Einblick über ihre Verbreitung. Die Adventivflora ist wohl ein sehr umfangreiches Gebiet, aber als Ganzes betrachtet, aus ganz bestimmten Arten zusammengesetzt. Schwankungen sind lediglich örtlicher Natur. Sie richten sich ganz und gar nach den Verkehrsbeziehungen zwischen den einzelnen Ländern. Werden neue Geschäftsverbindungen aufgenommen, so treten auch neue Arten auf, werden sie unterbrochen oder gar eingestellt, so stellen auch die neuen Arten ihr Erscheinen ein. Der Handelsverkehr regelt es ganz und gar, welche Länder uns den Zuwachs an neuen Pflanzen liefern. Oben steht natürlich die mächtige „Republik über dem großen Wasser“. Über die Hälfte der in Deutschland eingebürgerten Art sind amerikanischer, besonders nordamerikanischer Herkunft. Begünstigend hierfür ist auch der Umstand, daß diese Fremdlinge bei uns annähernd gleiche klimatische Bedingungen vorfinden. So hat auch das amerikanische Florenbild durch Bestandteile unserer Vegetation unter gleichen Ver-

hältnissen eine außerordentliche Bereicherung erfahren. Die Zahl von 185 Arten für Nordamerika allein in einem Zeitraum von 230 Jahren redet eine anschauliche Sprache hier von. Die Flora mancher amerikanischer Hafenstädte hat vielfach europäisches Gepräge. Hören wir, was der gründlichste Erforscher des nordamerikanischen Festlandes Gray sagt: „Wer aus Europa kommend das atlantische Ufer von Nordamerika betritt, findet die Flora auf den ersten Blick kaum verschieden von der altheimischen: dieselben Kulturgewächse auf den Feldern, dieselben Bäume in den Gärten und Par-ken, dasselbe Wollkraut, Schafgarbe, Spitzwegerich, Klee an jedem Rain — ganz so wie in Europa. Doch alle diese Arten sind aus Europa eingewandert; wo immer in Amerika eine neue Ansiedelung angelegt wird, siedeln sich auch europäische Pflanzen mit an, und sie reisen mit der Eisenbahn nach dem Far = West.“

Auch in unseren früheren Kolonien und den übrigen außereuropäischen Ländern haben sich europäische Pflanzen in Unmenge angesiedelt, ja auf manchen Eilanden und Inseln hat man gar die überaus traurige Erfahrung machen müssen, daß unsere eingedrungene Vegetation sich derart stark vermehrte, daß sie die dortige im erfolgreichen Konkurrenzkampfe stellweise gänzlich verdrängte und ihr Florenbild völlig änderte.

„Wenn einmal alle unsere Kulturdokumente verschwinden sollten und wir ebenso in Vergessenheit und den Nebel der Geheimnisse gerieten wie die Menschen, die vor der Steinzeit und vor den Zwergrassen auf diesem Boden saßen, das Florenbild allein würde den Naturforscher späterer Jahrtausende belehren können, daß es eine Zeit gab, in der zwischen Deutschland und dem amerikanischen Festland eine wahre Völkerwanderung mit ihren Gütern hin und her ging.“

Mit derselben Sorgfalt, die das Statistische Amt bei Bevölkerungsstatistiken aufwendet, um auch die Passanten zu erfassen, und wie auch zum Nachweis des Fremdenverkehrs besondere Fremdenlisten aufgestellt werden, müssen meiner Meinung nach auch die pflanzlichen Ankömmlinge in die Vegetationsstatistik eines jeden Gebietes aufgenommen werden, da sie einen direkten Maßstab der technischen Kultur darstellen. Mit Rücksicht auf die Wichtigkeit und enorme Bedeutung der Adventivflora wäre es eine schwere Unterlassungssünde der Nachwelt gegenüber, wollte man die wichtigen Aufzeichnungen über die wandernden Pflanzen, über ihre Herkunft, die Zeit der Einwanderung, wie auch die Umstände, unter denen die Einwanderung erfolgte, vernachlässigen. In Erwägung dessen erachte ich es als angenehme und notwendige Pflicht, mich mit dieser Materie zu befassen. Die Zusammenstellung der bisherigen Forschungsergebnisse, die in späteren Heften des „Oberschlesiens“ zur Veröffentlichung gelangt, wird uns ein ausführliches Bild von der Fülle und Reichhaltigkeit der oberschlesischen Adventiv- und Ruderalflora geben.

Der Gleichberechtigungskampf der schlesischen Juden um die Wende des 17. Jahrhunderts

Von Dr. J. Rabin, Breslau

Das ausgehende Mittelalter fand in Schlesien eine im Verhältnis zur damaligen Bevölkerung ziemlich starke Jüdenschaft. Nach Forschungen von Zimmermann, Delsner und Brann über die Verbreitung der Juden in Schlesien im Mittelalter haben die Juden während der 500 Jahre seit ihrer ersten Niederlassung in diesem Lande über 50 Gemeinden gegründet. Mehrere dieser jüdischen Gemeinden gelangten zu einem besonderen Range und konnten sich den älteren jüdischen Gemeinden in Süddeutschland wie am Rhein ebenbürtig an die Seite stellen.

Die Rechtslage der Juden an den einzelnen Orten war von den außerordentlich differenzierten politischen Verhältnissen in Schlesien abhängig. In den kleinen Fürstentümern, die oft nur aus einem Marktflecken und mehreren umliegenden Dörfern bestanden, wurden die Juden gern geduldet; denn der jüdische Händler brachte dem Fürsten durch seine Verbindungen mannigfache Vorteile. War er doch bei den primitiven Verhältnissen der einseitigen Agrarwirtschaft der hauptsächlichste und darum wichtige Faktor zur Hebung des Wirtschaftslebens. Anders war es in den Städten. Die Städte konnten sich unter dem Druck der Fürsten nur langsam zu einer gewissen Selbstständigkeit entwickeln. Kaufmannschaft und Zünfte kämpften Jahrhunderte hindurch um ihre Rechte, die ihnen von den Fürsten vorenthalten wurden. Länger als in den andern Ländern und Gauen des Reiches dauerte in Schlesien die Abhängigkeit der Städte an. Erst um die Mitte des 15. Jahrhunderts gewann die städtische Bevölkerung an manchen Orten größeren Einfluß und Geltung. Parallel mit dem Aufblühen städtischen Lebens ging ein Kampf der Zünfte und der sich ihrer Macht bewußt werdenden christlichen Kaufmannschaft gegen die lästige jüdische Konkurrenz. In den Beratungen der Zunftmeister und Kaufmannsgilden, in den Ratsleien der Magistrate schlesischer Städte wie Breslau, Schweidnitz, Liegnitz, Glatz, Neisse, Neustadt, Oberglogau, Oppeln, Ratibor wurden die Voten und Verordnungen zur Bekämpfung und Unterdrückung der Juden mit besonderem Eifer ausgeschüttelt.

Der Kampf richtete sich insbesondere gegen den jüdischen Handel, von dem die jüdische Bevölkerung Schlesiens sich damals fast ausschließlich ernährte. Früher hatte es in der Nähe der städtischen Siedlungen noch viele Juden gegeben, die sich mit Alkerbau beschäftigten. Vor der Erstarkung der Zünfte waren sie auch sehr zahlreich im Handwerk vertreten. Um die Wende des 16. Jahrhunderts aber stand ihnen unter dem Zwang der Verhältnisse nur noch der Waren- und Geldhandel offen.

Nicht Neigung, nicht Eignung, sondern das ehrne Gesetz der Notwendigkeit gestaltete das Amtlich der jüdischen Wirtschaft. Die Formen des jüdischen Wirtschaftslebens wurden von außen diktiert. Selbst im Handel wurden von der christlichen Kaufmannschaft den Juden nur bestimmte Zweige überlassen. In den großen Städten Schlesiens, besonders in Breslau, erwarb die Kaufmannschaft Privilegien für bestimmte Gebiete des Warenhandels, von denen die Juden damit ausgeschlossen waren. So war den Juden der Handel mit Seiden, Webstoffen und Schnüren verboten. Bei den Märkten, wo sie als die Vermittler des Handels mit den fernen Handelsplätzen des Ostens nicht zu entbehren waren, wurde ihnen wenigstens der Einzelhandel untersagt. Diese vielfachen Einschränkungen drückten den größten Teil der Judenschaft Schlesiens in den elenden Zustand des Koberträgers (Korbträgers) herab. Einzelnen nur gelang es, sich zu Wohlstand, sogar zu Reichtum durchzuringen. Von der Armut und dem Elend der großen Masse der Judenschaft wissen die Chronisten zu erzählen, die Konkurrenten aus dem Kaufmannstande aber sahen nur den Glanz des Reichtums und fanden mit Klagen über den jüdischen Wucherer und den jüdischen Kaufmann kein Ende. Dem Kaufmännischen Konkurrenzneid gesellte sich der von der Geistlichkeit gezüchtete Haß zu. Den Feinden Christi gegenüber schien alles erlaubt. Die geistlichen Gewalten wie die städtischen Machthaber erblickten in der Unterdrückung der Juden ihre besondere Aufgabe. Ihr Ziel war die völlige Vertreibung aller Juden Schlesiens.

So verschafften sich die bedeutendsten Städte Schlesiens wie Breslau und Liegnitz und insbesondere die Städte Oberschlesiens im Laufe eines Jahrhunderts von 1455 bis 1564 Privilegien zur „Abschaffung der Juden“. Noch bevor der letzte Schlag der endgültigen Ausstreibung vom Jahre 1582 die schlesische Judenschaft traf, befanden sich infolge der Teilausstreibungen die jüdischen Massen zumeist auf der Wanderung von einer Zufluchtsstätte zur anderen. Nicht nur der „Weydsack des Haufierers“, in dem der Jude nach dem Worte eines Chronikschreibers seine Waren „wie die Räte ihre Jungen“ mit sich trägt, sondern auch der Wanderstab Alhasvers war in jener Zeit Symbol der schlesischen Judenschaft.

Aus dieser düsteren Epoche wirtschaftlicher Bedrängnis und politischer Entrechtung leuchten uns jedoch Zeichen jüdischer Kultur entgegen, die sich durch die stete innige Verbindung der schlesischen Judenschaft mit den jüdischen Gemeinschaften anderer Länder erklärt. Schon aus jener Zeit sind uns Namen schlesischer Juden bekannt, die in der jüdischen Geisteswelt einen guten Klang hatten. Den weitreichenden wirtschaftlichen Beziehungen zu den anderen jüdischen Siedlungen, insbesondere in Böhmen und in Polen, verdankt es die schlesische Judenheit in erster Reihe, daß sie in dem schweren

Lebenskämpfe zum Teil noch standhalten konnte. Dabei spielte auch ihre von den Fürsten Schlesiens im gewissen Sinne begünstigte Stellung eine Rolle.

Die Juden, die unter fürstlicher Gewalt lebten, genossen nicht weniger, vielleicht sogar noch mehr Recht als die den Fürsten hörige Landbevölkerung. Auch den Städtern standen sie eigentlich im Genusse von Rechten nicht nach. Der Schuhgrosschen, den die Juden an den Fürsten abführten, sicherte auch zuweilen tatsächlich den ihnen so notwendigen Schutz. Die Steuern und die Zölle, die der Fürst durch den jüdischen Handel einheimsen konnte, steigerten sein Interesse an der Erhaltung der Juden in seinem Gebiet. Dieses Interesse machte den Fürsten oft zum Sachwalter seiner jüdischen Untertanen. So segneten sich der Fürst von Glogau, der Reichsgraf Proskau von Bülz und Fabian von Schöneich, der Herr von Beuthen a. Oder, nach der allgemeinen Vertreibung der Juden aus Schlesien mit grossem Eifer für ihre Untertanen ein. Wie traurig es auch erscheinen mag, so muß doch konstatiert werden, daß die Rechtslage der Juden sich überall dort verschlechterte, wo Städte, Zünfte und Kaufmannschaft, kurz das Bürgertum in seinen kleinen und großen Gemeinschaften, dem Potentaten menschliche Rechte und Freiheiten für sich selbst abzuringen vermochten. In diesem Kampfe sah das Bürgertum in dem Juden nicht seinen Streitgenossen. Zum Gegenteil, das Recht des einen förderte das Unrecht dem andern gegenüber, die Freiheit des einen die Unfreiheit des anderen.

Das politische Getriebe des Reiches griff mit dem Anwachsen der Macht der Habsburger auch nach Schlesien über. Mit dem Vordringen des Einflusses der Habsburger in Schlesien übte die Kaiserliche Macht ihre Wirkung auch auf die Beziehung der verschiedenen Stände zueinander aus. Die Städte suchten und fanden beim Kaiser Schutz gegen die Fürsten. Diese Fürsten sahen mit Recht in der Ausbreitung der Kaiserlichen Gewalt eine Einschränkung ihrer eigenen Machtvollkommenheit. Da der Kaiser sich auf die Städte stützte und mit ihnen wie mit der Geistlichkeit ein gutes Einvernehmen zu unterhalten versuchte, begünstigte er sie unter anderem auch in ihren jüdenfeindlichen Bestrebungen. Durch die Beziehungen, die Schlesien bei der Ausbreitung der Kaiserlichen Macht zu den andern Ländern des Reiches gewann, konnte es den von den Juden getragenen Handel mit dem Osten vorübergehend entbehren. So spielte auch hier die wirtschaftliche Konstellation eine große Rolle bei der Entreichtung und zuletzt bei der völligen Verdrängung der Juden aus dem Lande. Es konnte den Anschein haben, als ob die völlige Austreibung der Juden vom Jahre 1582 unter Kaiser Rudolf II. ohne Schaden für das Land durchzuführen wäre.

Ein halbes Jahrhundert hindurch war Schlesien nunmehr fast judentrein. Nur mit Mühe und unter großen Fährnissen konnten die Juden in Glogau und Bülz im Schutze der ihnen vom Kaiser gewährten Privilegien (Glogau) oder Duldungseditte (Bülz) ihre Existenz

suchen. Dank diesen Privilegien konnten sie zu den Jahrmarkten nach Breslau kommen und auch bei einzelnen anderen Jahrmarkten Zutritt finden. Die Glogauer „Benediktiner“ („die vielen Älter und Zweige des Israel Benedict“, wie die Judenfeinde sich ausdrückten) kamen zum Teil als Großhändler mit bedeutenden Warenposten nach Breslau, die Bülzer hingegen pflegten als Kleinkrämer mit Frauen und heranwachsenden Kindern die Straßen Breslaus während der Jahrmarkte zu bevölkern. Allerdings hob das Recht des Jahrmarktsbesuchs den Zustand der Schutzlosigkeit nicht auf. Die jüdischen Händler wurden von den Wächtern der Stadttore wie von den Alufsehern der Marktplätze hin und her gestoßen, und der Janhagel der Straßen, besonders die verwahrloste Jugend, ließen es an Beschimpfungen und Schlägen nicht fehlen. In den Bitschriften der Juden um Abschaffung solcher Übelstände lehrt oft die Klage der jüdischen Krämer und Hauferer wieder, daß ihre Krämer, die sie während der Erlegung des Zollgroschens am Tor auf den Wagen zurücklassen, in ihrer Abwesenheit vom Pöbel geöffnet und herauber werden. Der Jude, der dem Räuber nachlief, wurde mit Steinen beworfen und wie ein Wild durch die Stadt getrieben. Die Stadtväter und die Altesten der Kaufmannschaft sahen solchen Auftritten schmunzelnd zu.

Der schlesische Jude war zu dieser Zeit außerhalb seiner Heimatstadt in seinem Recht verhältnismäßig weniger geschützt als der polnische oder russische, vor allem aber als der willkommene böhmische Jude, dessen Heimatgenossen nachgerühmt wurde, daß „die Juden aus Böhmen gut Geld ins Land bringen“. Für den polnischen Juden setzte sich sein Landesfürst ein, so der Fürst von Lissa u. a. Und diese Patrone drangen oft mit ihrer Fürsprache durch. Die fremden Landesfürsten hatten mit ihrer Protektion mehr Glück als die einheimischen schlesischen, denen von geistlicher wie von ständischer Seite vorgeworfen wurde, daß sie dabei ihr eigenes und nicht das Interesse des Landes im Auge hätten. Solche Vorwürfe mußten sich die Grafen von Proskau wie die Fürstin von Teschen, die man beschuldigte, Juden gegen das Verbot in ihr Gebiet aufgenommen zu haben, des öfteren gefallen lassen. Die Glogauer fanden durch ihren Fürsten wirksameren Schutz, da man seinem Einfluß (er befand sich in reichsunmittelbarer Stellung) Beachtung schenken mußte. Die schlesische Judenschaft mußte es so besonders drückend empfinden, daß sie, auf der Scholle, auf der sie seit Jahrhunderten wohnte, durch Kaiserliche Privilegien geschützt, bei jedem Schritt aus dem engen Kreis heraus weniger Sicherheit genoß und größerem Widerstand begegnete als die ausländischen Juden.

Mit dem Beginn der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts trat infolge der Verwüstungen des dreißigjährigen Krieges eine Wandlung im Wirtschaftsleben ein. Aus den durch den Glaubensstreit der Reformation und Gegenreformation zerstörten, durch die Kriegshorden zerstörten deutschen Landen war der Reichtum geschwunden. Viele Provinzen waren durch die fremden Heere ausgesogen. Auch für

Schlesien hatten der Krieg und die Steuern, die in seinem Gefolge kamen, ungeheuer viel Leid gebracht. Am stärksten hatte das flache Land gelitten. Vielerorts war die Bevölkerung dezimiert. Der unerträgliche Steuendruck beraubte die schlesischen Fürstentümer immer mehr ihrer Schäze. Zu den großen Steuern kamen die Sonderforderungen, die die Kaiser während der Kriegswirren, wie früher in den Türkenkriegen, an die schlesischen Fürsten und Stände richteten. Den größten Teil der Auflagen für die Kriegsführung, die bis zu 150 000 Taler kamen, hatten die Fürsten zu tragen.* Die Bürgerschaft der Städte war schwerer zu erfassen, und die Städte konnten sich daher öfters den harten Steuerlasten entziehen.

Um den sich immer mehr verstarkenden Widerstand der Fürsten und Stände zu brechen, spielte der Kaiser in schlauer Politik die Fürsten gegeneinander aus. Dazu bot die hohe Geistlichkeit den Habsburgern, den Beschützern des Katholizismus, ihre Dienste. Offen oder im geheimen bekämpfte sie diejenigen Fürsten, die des protestantischen Reberrums verdächtig waren, und paktierte bei diesem versteckten Krieg mit der Bürgerschaft der großen Handelsstädte, so in Breslau und in Neisse. Der Gegensatz zwischen der städtischen Bürgerschaft und den Fürsten wurde immer stärker. Nur in einem Punkte waren Bürgerschaft und Adel Bundesgenossen, in dem Bestreben, den Einfluß der Kaiserlichen Regierung in Schlesien zu schwächen. Die in den ersten Jahrzehnten des 17. Jahrhunderts sich anbahnenden Selbständigkeitbestrebungen in Schlesien gewannen immer mehr an Boden. Durch die Bedeutung, die Schlesien als Durchgangsland für den Handel von Ost nach West nach dem 30jährigen Kriege von neuem gewann, kamen die Städte, im Gegensatz zum Flachlande, zur Blüte. Die Rolle, die die Juden bei diesem Handel spielten, verschaffte ihnen Aufsehen auch in dem Kreise ihrer bisherigen Gegner. Die Breslauer Ratsherren duldeten daher in jener Zeit, ihrem eigenen Nutzen folgend, nicht nur den vorübergehenden Aufenthalt von Juden, sondern sahen sogar schweigend zu, wie sich in den Außenquartieren, wie auf der Tschepine und auf Klosterlichem Boden, in Hundsfeld und in anderen Orten, immer größere Gruppen ansiedelten. Die jüdische Bevölkerung Schlesiens vergrößerte sich außerdem durch die einmalige, vom Kaiser genehmigte Einwanderung von polnischen Juden, die sich vor den Wirren des schwedisch-polnischen Krieges flüchteten. Aus ihren ersten Zufluchtsstätten, Militsch, Neisse, Bütz u. a. verbreiteten sich diese Juden über ganz Schlesien.

Zwischen Theorie und Praxis in der Behandlung der schlesischen Juden klaffte nunmehr ein tiefer Widerspruch. Nach dem Buchstaben des Gesetzes war Schlesien gemäß

* Eine vom Kaiser an Schlesien gestellte Geldforderung erreichte i. J. 1697 die Höhe von 1 673 383 fl., wobei lebhafter Widerspruch und Gegenforderungen erhoben wurden. (s. H. Fehner, Der Zustand des schles. Handels vor der Besitzergreifung des Landes durch Friedrich d. Großen. Jahrb. f. Nationalökonom. u. Statist., ed. Conrad, N. F. IX, S. 224).

dem Edikt vom Jahre 1582 den Juden verschlossen, in Wirklichkeit aber saßen sie nun, autochthon oder zugewandert, an vielen Orten. Dieser Unterschied zwischen Theorie und Praxis in Bezug auf die Juden tritt besonders kräftig in dem Verhalten der Kaufmannschaft hervor. Bald hagelt es Verbote, bald gilt auf Verlangen der Kaufmannschaft selbst eine humane Duldung.*

Alle legislativen und exekutiven Instanzen Schlesiens beschäftigen sich andauernd mit der schlesischen Judenheit, wobei nicht speziell von den Glogauer und Bützner Juden die Rede ist, sondern von der „schlesischen Judenheit“ schlechthin, deren Existenz auf schlesischem Boden de jure nicht zulässig ist, die aber de facto in den letzten Jahrzehnten des 17. Jahrhunderts im Wirtschaftsleben des Landes bereits eine bedeutende Rolle spielt.

Die Diskrepanz zwischen dem Austreibungsedikt vom Jahre 1582 und dem tatsächlichen Zustand, wie er sich durch das Glogauer Privileg (1598) und durch die Edikte zu Gunsten der Bützner Juden (1601, 1611) herausgebildet hatte, offenbart sich mit besonderer Deutlichkeit, nachdem Ferdinand II. in den Jahren 1627/28 in dem sogenannten Prager Privileg, auf Betreiben der Prager Juden, die „schlesische Judenheit“ ausdrücklich mit den gleichen Rechten bedachte. Ein halbes Jahrhundert lang fehlte der schlesischen Judenschaft, vor allem den Glogauern, die sich im Schutze von Sonderrechten befanden, das Bewußtsein und die klare Erkenntnis von dem hohen Werte dieser Prager Privilegien für ihr eigenes Geschick. Aus dem Mangel dieser Erkenntnis ist es zu erklären, daß die Juden Glogaus bei den vielfachen, von ihnen bei den Kaisern erwirkten Confirmationen des Benediktschen Privilegs nur ein einziges mal, 1631, die Bezugnahme auf das Prager Privileg durchsetzen.

Hingegen wurde den Juden von Bütz die besonders wichtige rechtliche Fassung des Prager Privilegs im Laufe ihrer Bemühungen um eine gesicherte Rechtsstellung immer klarer.

In den mehrfachen Eingaben der Bützner Judenschaft tritt uns die sonst zu jener Zeit im Reiche nirgends laut gewordene Forderung entgegen: Gleiche Rechte — als Entgelt für gleiche Pflichten.

Allerdings beziehen sich diese Forderungen in erster Linie auf die Gleichstellung gegenüber dem Fiskus (gleiche Steuerleistungen) und auf die Gewährung vollständiger Freizügigkeit. Nicht nur der freie Besuch von Jahrmarkten, sondern das Recht zum längeren unbehinderten Aufenthalt in Handelsangelegenheiten, aus dem sich das Niederlassungsrecht notwendigerweise ergibt, wird von den Juden verlangt, wobei die Abschaffung aller Zölle (besonders des Leibzolls) und Manthen als Voraus-

* Vgl. Rabin, Vom Rechtskampf der Juden in Schlesien (1582—1713), Bresl. 1927, S. 75 Anm. 1.

sezung einer wirklichen Freizügigkeit mit enthalten sein müßte. Ferner wird die Bestätigung der im Prager Privileg den schlesischen Juden gewährleisteten Handels- und Gewerbe freiheit gefordert.

Zusammenfassend sind diese Forderungen: Steuer- und Abgabengleichheit, Freizügigkeit, Handels- und Gewerbefreiheit, als *hürgeliche Gleichstellung* zu charakterisieren. Allerdings fehlt darunter die Forderung der Gleichstellung vor der Justiz. Um dies zu verstehen, muß man vor allem in Betracht ziehen, daß die Juden in ihren internen Rechtsstreitigkeiten sich ausschließlich nach der Rechtsprechung der Rabbiner (der „Judenrichter“, wie sie in offiziellen Quellen heißen) richteten. In Prozessen zwischen Juden und Nichtjuden unterstanden die Bülzer und Glogauer teils der Jurisdiktion der Schloßherren, teils der Jurisdiktion der Stadtgerichte. Besonders unklar lagen die Verhältnisse auf diesem Gebiete in Breslau. Aus vielen Urkunden ist jedoch zu ersehen, daß die Gerichte in ihrer Rechtsprechung auch in Breslau gegenüber den Juden keine Ausnahmegesetze zur Anwendung brachten. Zum Teil ist sogar eine besonders milde Behandlung zu konstatieren, namentlich dort, wo das Handelsinteresse der Breslauer Kaufmannschaft mit im Spiele war. So wird ein Bülzer Jude aus der Schuldhaft für zwei Monate entlassen, damit er den weit berühmten Jahrmarkt in Jaroslaw in Polen aufsuchen kann (Br. Stadt-Archiv, Sign.-Bücher 1662).*

Die besondere Tendenz der Forderungen der Bülzer Judenschaft war der Aufmerksamkeit der verschiedenen Machthaber in Schlesien nicht entgangen. Die Breslauer Kaufmannschaft, Breslauer Ratsherren, die Königlichen Städte, die Fürsten und Stände, wie insbesondere die Geistlichkeit, setzten sich sofort mit den so oft erprobten Mitteln gegen die gefährlichen Ansprüche zur Wehr. In einem Votum aus dem Jahre 1689 richtete die Geistlichkeit an das Oberamt in Breslau und durch dessen Vermittlung an den Kaiser in Prag die eindringlichsten Warnungen, daß die Juden in ihren Bemühungen um die Confirmation des Prager Privilegs nicht nur freien Handel und Wandel, sondern die Niederlassungsmöglichkeit im ganzen Herzogtum Schlesien als ihr letztes Ziel erstrebten. Zugleich spricht sie die Befürchtung aus, daß die schlesischen Juden durch die Verwirklichung des Vorlautes der Prager Privilegien in den Genüß größerer Rechte gelangen könnten als die andern nichtkatholischen Bekennnisse und demnach mehr bevorzugt wären als die Protestanten. Den katholischen Machthabern kommt es dabei nicht in den Sinn, daß sie auf diese Weise ihrer eigenen engherzigen kirchlichen Politik das Todesurteil sprechen.

Die gleiche Erkenntnis von der unwälzenden Bedeutung der von den Juden erstrebten Sicherung ihrer Rechte schimmert durch alle anderen Voten der verschiedenen Stände in Schlesien.

* J. Rabin, Die Juden in Bülz, Neustadt O/Schl. 1926, S. 20.

Einsprechend dem ständischen Charakter jener Zeit spielt sich ein Kampf um Privilegien ab. In der bürgerlichen Gleichberechtigung der Juden erblickt jeder Stand eine Einbuße seiner Vorrechte und einen Eingriff in die ihm zugesicherten, durch die Jahrhunderte geheiligten Privilegien.

So gewinnt der von den Juden in Schlesien im letzten Jahrzehnt des 17. Jahrhunderts geführte Kampf seine eigentliche Bedeutung.

Wenn Emancipation die auf gesetzgeberischem Wege durchgeführte rechtliche Gleichstellung der Juden mit allen andern Bürgern des Landes bedeutet, so tragen die Bestrebungen der schlesischen Jüdenschaft, soweit es sich um die bürgerliche Gleichberechtigung handelt, diesen Emancipationscharakter.

Von einer politischen Gleichberechtigung konnte zu jener Zeit in Schlesien selbstverständlich nicht die Rede sein. Die Struktur der politischen Machtverhältnisse hat sich in Schlesien zwar wesentlich geändert. Die Städte, und an ihrer Spitze Breslau, waren zu großem Einflusse gekommen. Wie der Adel auf dem Lande, so waren es die Patrizierfamilien in den Städten, z. T. auch die reichen Kaufleute, die die Macht in Händen hatten. Aber nicht nur die Schwierigkeit, die darin bestand, den alten Trägern der politischen Macht auch nur ein kleines Quäntchen ihrer Gewalt zu entreißen, hätte die Juden von solchen Ambitionen abhalten müssen. War doch die Jüdenschaft in Schlesien an Zahl zu schwach, um zu irgend einer politischen Geltung zu kommen. Vor allem aber war die ganze kulturelle Struktur der Jüdenschaft nicht dazu angean, die Juden aus der Abgeschlossenheit ihres eigenen Lebens einen Ausweg suchen zu lassen. Für den klaren Blick der schlesischen Juden spricht jedoch die Tatsache, daß sie bei allen ihren Bemühungen in Breslau wie in Prag von einer geradezu bewundernswerten Erkenntnis der politischen Zusammenhänge im Lande geleitet wurden. Es gelang ihnen, die verschiedenen Kräfte gegeneinander auszu spielen und dadurch den Schutz des Kaiserthums gegenüber den lokalen Mächten des Landes zu erlangen. Die Erwirkung des Zülzer Privilegs im Jahre 1699, das eigentlich nichts Neues, sondern nur die Confirmation einer Anwendung der Prager Privilegien auf die Juden von Zülz, die einen Teil der „schlesischen Judenheit“ ausmachen, darstellt, bedeutet einen Markstein in der Geschichte der schlesischen Juden.

Leopold I., der im ersten Jahre seiner Regierung (1658) den sogenannten Nachkommen Benedikts ihr Privileg erneuerte, hat durch diese rechtliche Anerkennung in den letzten Jahren seiner Regierung das Unrecht seiner Vorfahren vom Jahre 1582 vollends wettgemacht.

Vom Jahre 1699 bis zum Todesjahr Leopolds hatten die Juden Schlesiens (diesmal die Zülzer im Verein mit den Glogauer Juden) einen ununterbrochenen Kampf um die Sicherung der ihnen zugesetzten Rechte zu führen. Von allen Seiten wurde gegen

die Rechtsstellung der Juden Sturm gelaufen. Am stärksten tat sich hierbei Breslau hervor. Die sogenannte „Judenordnung“, die der Breslauer Rat im Jahre 1702 erließ, war dazu angetan, sämtliche von den Juden erlangten Rechte, soweit es sich um deren Ausübung auf Breslauer Stadtgebiet handelte, illusorisch zu machen. Hinter dem Rat stand die Kaufmannschaft. Diese fürchtete die Konkurrenz der Juden. Erkannte sie doch stets, wie groß die treibende Kraft der jüdischen Unternehmer war. Schon im Jahre 1690/91 wurde die Breslauer Kaufmannschaft von einem in seinem Wesen außerordentlich phantastischen Projekt eines „Juden aus Dobitschan aus Mähren“ aufgeschreckt, der nicht mehr und nicht weniger als ein Papier- und Tabak-Monopol für das ganze Herzogtum Schlesien anstrebte. Kaiser Leopold nahm dieses Projekt des Salomon Mandel, der sich nebenbei auch um den Landrabbinerposten in Schlesien bewarb, außerordentlich ernst. Die Breslauer Kaufmannschaft aber wandte sich gegen diesen Plan eines mährischen Juden, der zum Prinzip aller mährischen und schlesischen Juden werden wollte. Sie nahm hierbei Veranlassung, in Gemeinschaft mit anderen königlichen Städten gegen die Unternehmungen der Hofjuden Oppenheimer und Wertheimer zu protestieren, deren hochfliegender Unternehmergeist auch die reichen Gebiete Schlesiens in seine Bahn zwingen wollte.

Die Breslauer Kaufmannschaft glaubte damals, kurzfristig wie sie war, die Juden entbehren zu können, da der Handel des Ostens durch die Politik Peters des Großen zum Teil nicht mehr den Weg über Schlesien nahm. So finden wir Breslau in vorderster Reihe des Kampfes gegen die Juden. Fast hatte es den Anschein, als ob die in ihrem ersten organischen Entwicklungsstadium befindliche schlesische Judenschaft wieder in ihre beiden Zufluchtsstätten, Bütz und Glogau, zurückgedrängt werden sollte. Da warfen wichtige politische Verwicklungen Europas auch auf Schlesien ihre Schatten. Schlesien wurde in den Kampf zwischen Schweden und Polen hineingezogen. Die Heere Karls XII. hielten Schlesien besetzt. Der alte Kampf zwischen Katholiken und Protestanten wurde durch das Erscheinen von siegreichen Trägern der früheren Gustav-Adolf-Bewegung von neuem entfacht. Die Protestanten Schlesiens begrüßten die Schweden unter Strahlenheim als ihre Retter und Befreier. Der streng katholische Herrscher, Joseph I., mußte den Protestanten Konzessionen machen. Das Endergebnis brachte die Alt-Ranstädtter Konvention.

Die Widersacher der Juden waren mit diesen Vorgängen, die über die Schicksale großer Teile der schlesischen Christenheit zu entscheiden hatten, vollauf beschäftigt. Man vergaß die Juden. Unbedrängt konnten sich die Juden nunmehr an vielen Orten in Schlesien niederlassen. Als Karl VI. im Jahre 1713 durch den Erlass seines Toleranz-



Thoravorhang von 1783
Synagogen-Gemeinde, Langendorf O/Schl.

Aus der Ausstellung: „Das Judentum in der Geschichte Schlesiens“
im Schles. Museum für Kunstgewerbe
und Altertümer, Breslau



Miniatuur aus der Machsor-Handschrift
der Staats- und Universitätsbibliothek
Breslau, Ende 13. oder Anfang 14. Jahrh.

Aus der Ausstellung: „Das Judentum in der Geschichte Schlesiens“
im Schles. Museum für Kunstgewerbe
und Altertümer, Breslau

ediktes eine Neuregierung der Verhältnisse der schlesischen Judenheit vornahm, waren die Juden bereits in vielen Orten Schlesiens verbreitet. Nicht nur in den 20 Orten, in denen sich Toleranzämter befanden, sondern an vielen andern Stellen waren kleinere jüdische Siedlungen entstanden.

Mit dem Toleranzedikt erlangte der Kampf der Juden um ihre Rechte nicht seinen Abschluß. Er gewann vielmehr einen neuen Inhalt und ein neues Ziel. Gegenüber den in den Privilegien gewährten Rechten bedeutete nämlich das Toleranzedikt einen Rückschritt. Das Neue des Toleranzediktes war vor allem die genaue Unterscheidung bei der Abwägung der Rechte der possessionierten und der nicht possessionierten Juden. Dadurch wurde seine Bedeutung wesentlich geschmälert und zugleich Uneinigkeit in die Reihen der Juden selbst getragen. Die Bützer und Glogauer Juden beriefen sich in all ihren Denkschriften, die gegen die bedrückenden Bestimmungen des Toleranzedikts gerichtet waren, auf ihre altervorwobenen Rechte. Der Kampf der autochthonen schlesischen Juden gegen die fremden eingewanderten „vagierenden“ Juden nahm oft gehässige Formen der skrupellosen Rechtsschmälerung und der Denunziation an. Fast ein Menschenalter verging in diesen Kämpfen, bis mit der Eroberung Schlesiens durch Friedrich den Großen die schlesische Judenheit in den Bereich der friderizianischen Judenpolitik hineingezogen wurde. Die Entzehrung aller brachte den Ausgleich zwischen eingefessenen und fremden Juden. Für viele Jahrzehnte war es nun mit den Emanzipationsbestrebungen der Juden Schlesiens vorbei.

Meine kleine Apfelblüte . . .

Von Friede Gewecke

Meine kleine Apfelblüte
hat über Nacht
viel Regentropfen bekommen.
Das arme Kind. —
Ich lief zu ihr,
sobald ich es vernommen.

Sie macht ein trübes,
ein traurig Gesicht.
— Der dumme, schlechte Regen!
Die Blütenblättchen
fallen herab,
liegen weiß auf meinen Wegen.

Ich geh darüber hin. —
Was hab ich nun
von aller Pflege und Liebe.
Das holde Kleidchen ist hin.
Sie schämt sich und friert.
Wenn doch nur immer das Wetter schön bliebe!

Die Ausstellung: Das Judentum in der Geschichte Schlesiens

Von Dr. A. Schellenberg

Vor einem Jahre wurde in Breslau auf Anregung der Synagogengemeinde zu Breslau der Verein „Jüdisches Museum E. V.“ mit dem Zweck ins Leben gerufen, aus früheren Zeiten in Schlesien noch vorhandene Kunst- und Kulturdenkmäler, soweit sie sich auf Geschichte und Kult des Judentums beziehen, zu sammeln und zu gegebener Zeit für sie ein Museum zu errichten. Es war zweifellos ein glücklicher Gedanke, zunächst die Veranstaltung einer Ausstellung dem Direktor des Schlossmuseums in Breslau, Herrn Prof. Dr. Erwin Hinze zu übertragen, da dieser außer seiner umfassenden Sachkenntnis als Nichtjude eine Objektivität mit sich brachte, die gerade dieser Ausstellung von besonderem Nutzen war. Hinze fasste das Thema nicht eindringlich-kunstgeschichtlich, nicht dogmatisch-kultisch, sondern historisch-kulturgeographisch auf, und so wurde aus dieser Veranstaltung nicht eine rein innerjüdische Angelegenheit, sondern eine Ausstellung für die gebildeten Kreise jeder Konfession.

Ihren Niederschlag findet das Bild dieser Ausstellung in einem Katalog, der durch seine wissenschaftliche Gründlichkeit, die ausführlichen Angaben über die kultische Bedeutung der verschiedenen Kunstgegenstände, durch deren genaue Beschreibung und geschichtliche Einordnung turmhoch über allen ähnlichen Veröffentlichungen steht und dadurch als Vorbild und Quellenwerk für spätere Kataloge von *Indaica* seinen besonderen Wert behalten wird.

Auch die Ausstellung selbst ist nicht nur von seltener Übersehlichkeit, sie entbehrt auch in ihrer Anordnung nicht einer gewissen Originalität. Sie ist gegliedert in einen historischen Teil mit einer besonderen, in sich abgeschlossenen jüdisch-theologischen Gruppe und in einen kunsthistorischen. Der erstere enthält Dokumente und bildliche Darstellungen zur Geschichte der Juden in Schlesien, der zweite umfasst im wesentlichen jüdische Kultgeräte. In einer dritten Abteilung finden sich Handschriften, Inkunabeln, frühe Drucke, Porträts, Gebrauchs- und Luxusgegenstände jüdischer Familien u. a.

Wenn ich vorhin von Originalität sprach, so trifft diese in erster Linie auf die Anordnung der historischen Abteilung zu. Da steht man zunächst vor dem schönen Kopf Heinrichs IV., einem Gipsguss von dem Grabmal in der Breslauer Kreuzkirche, und hinter ihm ragt ein unscheinbares schlichtes Eisenkreuz auf. Diese Gruppe ist ein Symbol für die Geschichte der schlesischen Juden. Heinrich IV. ist der erste schlesische Herrscher, der gegen die 1237 in Breslau gefassten erzbischöflichen Provinzial-Synodal-

beschluß im Jahre 1270 ein Statut herausgab, das den Juden Sicherheit der Person, des Eigentums, Haufriedens, Handels und die Unverleglichkeit ihrer Kultstätten und Friedhöfe verbürgte. Unter dem Schutze dieses Edikts, das sich späterhin eine ganze Anzahl anderer schlesischer Fürsten zum Vorbild nahm, gestaltete sich im wesentlichen das Leben der schlesischen Juden im Mittelalter durchaus friedlich, bis dann die wütenden Angriffe des Franziskanermönches Capistrano auf dem Blücherplatz, der den Juden Knabenmord für ihre Blutopfer und Hostienschändung vorwarf, am 4. Juli 1453 zur Verbrennung von 41 Juden und zur Verbannung der übrigen 318 aus Breslau führten. Der jugendliche König von Böhmen Wladislaus bestimmte dann zwei Jahre später, daß kein Jude und keine Jüdin „für ewige Zeiten“ in Breslau ihre Wohnung haben sollten. Fast 200 Jahre danachte diese „für ewige Zeiten“ gegebene Verbannung. Das Kreuz hinter dem Haupte Heinrichs IV. ist nun jenes Gedächtniskreuz, das zur Erinnerung an die Reden Capistranos und die Judenverbrennungen auf dem Galzring errichtet und nach Aufstellung des Blücherdenkmals zwischen zwei Fenster des Hauses Blücherplatz Nr. 9 gesetzt wurde. Von dort kam es nach Abbruch dieses Hauses in das Kunstgewerbemuseum.

Dreht man dieser symbolischen Gruppe, die zwei Marksteine in der Geschichte der schlesischen Juden kennzeichnet, den Rücken, so ist man weiterhin zum mindesten ein wenig erstaunt, an den Wänden des Lichthofs die Bildnisse schlesischer Fürsten und preußischer Könige auf den Besucher herablicken zu sehen. Über diese zunächst wohl etwas befreimende Anordnung hat durchaus ihre Berechtigung, denn das Wohl und Wehe der Juden ist ja von den Edikten der einzelnen Herrscher überhaupt nicht zu trennen. Unterhalb der einzelnen Bildnisse liegen in Vitrinen in zahlreichen Originalurkunden Dokumente, die sich zur Zeit der jeweiligen Herrscher auf die Geschichte der Juden in ihrer Gesamtheit oder als Einzelpersonen beziehen.

Es ist hier nicht der Ort, und ich bin auch hierzu nicht kompetent, einen Abriß der jüdisch-schlesischen Geschichte zu geben, zumal auch in Oberschlesien besondere Verhältnisse vorliegen; statt dessen will ich zunächst nur die wenigen Ausstellungsstücke der historischen Abteilung herausheben, die in irgend einer Beziehung zu Oberschlesien stehen. Da ist zunächst eine von Dr. Erich Klibansky bearbeitete Karte mit Darstellungen der ältesten Jüdenschiedlung in Schlesien außerordentlich anschaulich. So sind in Neisse die ersten jüdischen Giedler 1346 nachweisbar, in Oberglogau 1349, in Neustadt 1350, in Ujest 157, in Leobschütz 1360, in Ratibor 1367, in Peiskretscham 1373, in Oppeln 1396, in Kreuzburg und Pitschen 1414 und in Beuthen 1421. Eine zweite von demselben bearbeitete, von Erwin Stibahne gezeichnete Karte gibt eine Darstellung der jüdischen Ansiedlungen aus der Zeit um etwa 1750—1807. In folgenden oberschlesi-

schen Orten gab es damals jüdische Ansiedler: Berlin, Beuthen, Georgenberg, Guttentag, Hultschin, Kieserstädtel, Konstadt, Kosel, Kranowitz, Kreuzburg, Landsberg, Loslau, Lubliniz, Myslowitz, Neisse, Nicolai, Oppeln, Peiskretscham, Pleß, Proskau, Rosenberg, Rybnik, Sohrau, Ujest, Woitschnik, Zandiz und Zülz. Außer Abbildungen der Synagogen von Zülz und Czieschowa, letztere 1780 als Schrotholzbar errichtet, ferner einem Stadtplan von Neisse mit eingezeichneter Judengasse sind an oberschlesischen Judaica in der historischen Abteilung nur noch erhalten: ein Handelsprivileg, das Friedrich d. Gr. 1754 in Neisse den verdienstvollen Remonte-Lieferanten Lebel Israel zu Preiweritz und Salomon zu Haleimba ausstellte, dann ein Bittbrief des Rabbinats und Synagogenvorstands in Zülz von 1769 anlässlich des Brandes der Synagoge und eines Teiles des Ghetto und ein Schutzpaß für Lövi Freund, den Diener des Schutzjuden Abraham Freund, der 1809 in Tarnowitz vom Kgl. preuß. Judentuschuzamt ausgestellt wurde. In der jüdisch-theologischen Gruppe findet sich ein Chover-Diplom für das Doktorat der jüdischen Wissenschaft für den Gelehrten Eliaser, Sohn des Pinchas aus Zülz, ausgestellt 1762 durch den ersten in Zülz tätigen Rabbiner Jacob Isaak La-Levi in Preßburg.

Im Verhältnis zu diesem ziemlich dürftigen Material oberschlesischer Judaica der historischen und jüdisch-theologischen Gruppe ist Oberschlesien in der kunstgeschichtlichen Abteilung sehr gut vertreten. Das liegt darin begründet, daß wertvolle Gold- und Silberschmiedearbeiten aus dem Schatz der Zülzer Synagoge zur Ausstellung kamen.

Bisher ist die Kunstgeschichte an jüdischen Altertümern fast ganz vorübergegangen, so daß unter den Juden bis in die Gegenwart hinein der Glaube sich halten konnte, daß z. B. ihre Kultgeräte aus Edelmetall Arbeiten jüdischer Goldschmiede seien. Die Breslauer Ausstellung hat uns nicht nur insofern Klarheit gebracht, daß, soweit es sich um schlesische Stücke handelt, diese ausschließlich von christlichen Stadtgoldschmieden und Silberarbeitern geschaffen worden sind, sondern auch das Verdienst, unser Wissen um das Können der schlesischen Goldschmiede des 18. Jahrhunderts um ein Beträchtliches vermehrt zu haben. Manches der ausgestellten Stücke könnte einen würdigen Platz in dem großen Werke von K. Masner und E. Hinze: Goldschmiedearbeiten Schlesiens, Breslau 1911, einnehmen.

Es hängt mit der Geschichte der schlesischen Juden zusammen, daß die frühesten jüdischen Kunstgegenstände in Schlesien einer verhältnismäßig späten Zeit, nämlich dem ersten Viertel des 18. Jahrhunderts angehören. Der einzige Ort, in dem die Juden jahrhundertelang, ohne vertrieben zu werden, in Schlesien saßen, war Zülz. Der Brand der Zülzer Synagoge von 1769 dürfte sicherlich interessante Kultur- und kunstgeschicht-

liche Denkmäler vernichtet haben. Was wir an frühesten jüdischem Kunstgewerbe besitzen, gehört dem Barock an.

Wenn auch die Breslauer Ausstellung sich fast nur auf schlesische Judaica beschränkte, so griff sie doch dann über den prosyngiellen Rahmen hinaus, wenn die großen Bibliotheken Breslaus aus ihrem Besitzstand seltene Werke zur Verfügung stellen konnten. So werden wir mit einer Machsor-Pergamenthandschrift der Breslauer Universitätsbibliothek, die ein Schüler des Dichters Meir ben Baruch († 1296) aus Rothenburg um die Wende des 13. Jahrhunderts verfertigte, bekannt. Von der künstlerischen Höhe des Bilder- und Schriftschmuckes dieser Handschrift gibt am besten das Blatt mit dem Regengebet und den Tierkreiszeichen einen Begriff (s. Abb.). Die dekorative Wucht dieser hebräischen Buchstaben, die saubere Ausführung, die fein abgewogene Raumaufteilung lassen ohne weiteres auf eine alte jüdische Schriftkultur und -tradition schließen, doch sind im Rahmenwerk z. B. in den gotischen Turmaufsägen Einflüsse der zeitgenössischen christlichen Kunst unverkennbar.

Das Hauptgewicht der Ausstellung ruht auf den Goldschmiedestücken, unter denen an Zahl und Bedeutung die in Silber getriebenen, z. T. vergoldeten Thoraschilde an erster Stelle stehen. Was man unter einem Thoraschild zu verstehen hat, darüber gibt der Katalog (S. 53) Auskunft. Ich zitiere wörtlich, um einen Begriff zu geben, mit welcher Gründlichkeit der Katalog gearbeitet ist und wie er auch den Nichtjüden das Verständnis für die einzelnen Kultgegenstände vermittelt: „Zu den am reichsten ausgestatteten Schmuckstücken einer umkleideten Thorarolle gehört der über der Vorderseite des Mantels hängende Thoraschild (hebräisch Taß) in Gestalt eines Brustschildes in rechteckiger Grundform. Die in der Regel aus Silber getriebenen Thoraschilde tragen die mannigfachsten Schmuckmotive; darunter fehren häufig die Gesetzestafeln und als symbolische Darstellung religiöser Kraft und Glaubensstärke die eine Krone haltenden Löwen wieder. Der Taß hängt meist an einer zwei- oder dreiteiligen silbernen Kette. Viele Thoraschilde haben austauschbare Plättchen mit Angaben der jüdischen Feste und Sabbate.“ Zu dieser Beschreibung seien noch einige Ergänzungen gegeben. Zu dem ikonographischen Urbestandteil gehört ein Säulenpaar, das die beiden Säulen Jachin und Boas vor dem salomonischen Tempel symbolisiert. Dieses Schmuckmotiv, vielleicht eines der ältesten überhaupt, sahen wir schon auf dem Pergamentblatt mit dem Regengebet, wir finden es auf fast allen Thoraschilden, sehr oft auf Grabsteinen und ebenfalls auf den Thoravorhängen. Diese Gesetzestafeln und Kronen werden wie heraldische Motive behandelt, indem entweder ein Löwenpaar oder auch Moses und Aaron die Rolle des Schildhalter übernehmen. Sehr selten

treten an ihre Stelle andere Motive wie z. B. auf dem schönsten von dem Breslauer Silberarbeiter Carl Maximilian Powalsky (1761/76) gefertigten Thoraschild (sieh. Abb.), wo die Gesetzestafeln statt von Moses und Aaron von einer Palme und einem Paradiesapfelbaum flankiert werden. Die außerdem als Umröhrung an-gebrachten übrigen Motive wie der siebenarmige Leuchter, der Altar mit dem Opferfeuer, das Levitenwaschgerät, das ehehe Meer, die Bundeslade, der Kidduschbecher, und der Tisch mit den 12 Schaubroten gehören zu dem nicht sehr großen jüdischen Ikonographenschatz und wiederholen sich einzeln oder in Gruppen auf den verschiedensten Gegenständen. Die Zahl der Kronen schwankt zwischen eins und drei, in ihnen werden Priestertum, Wissenschaft und Königthum symbolisiert.

Da, wie ich schon oben erwähnte, als Verfertiger dieser Stücke nur christliche Goldschmiede in Frage kommen, so reihen sich stilistisch alle diese Arbeiten in die allgemeine Christengeschichte ein. Und dennoch ist eines auffallend, ein gewisser konservativer Zug haftet den meisten dieser Werke an, er äußert sich an dem Festhalten und an der Vorliebe für barocke Gestaltung. Zwar kann man an einzelnen Stücken zu Beginn des 19. Jahrhunderts erkennen, wie das Säulenpaar, den Stiltendenzen des Empire folgend, geradlinige und einfache Formen annimmt, aber dafür finden wir wieder noch im dritten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts gewundene Barocksäulen die Gesetzestafeln flankieren, wie z. B. bei einem Thoraschild aus Bütz, heute im Besitz der Synagogengemeinde in Neustadt D.-S. In diesem Zusammenhang möchte ich auch eine von Hinze in den Anfang des 19. Jahrhunderts gesetzte Chanukkalampe mit einem ausgesprochenen barocken Stilcharakter (Kat. Nr. 374) nennen, ich glaube jedoch, daß sie zwei bis drei Jahrzehnte später angefertigt ist. Die Spitzbogengitterung verrät den Einfluß der Schinkel-schen Neugotik.

Außer den Thoraschilden wären noch zahlreiche andere Goldschmiedearbeiten wie die Kintonim (silberne, über die Enden der beiden Thorarollen gestülpte Aufsätze in Form von (ursprünglich) Granatäpfeln, später von Kronen), die Thorazeiger, am Ende gewöhnlich in eine Hand auslaufend, die Kidduschbecher, Waschgeräte, Opferstücke, Gewürzbüchsen usw. zu nennen. Letztere haben unter allen Kultgegenständen die bei weitem mannigfaltigsten Formen aufzuweisen. Auf der Ausstellung waren Gewürzbüchsen in Gestalt von Früchten (Birnen, Eicheln), von Sonnenblumen, Muscheln, Schildkröten, Fischen, Dosen, Angeln und Türmen zu sehen, ja eine war selbst in Form einer Lokomotive gebildet.

Abgesehen von jüdischen Steinmeisen, die die Grabsteine ihrer Glaubensgenossen behauten, können wir nur noch in einem Kunstzweig jüdische Hände selbst als Entwerfer und Ausführer annehmen, auf dem Gebiete der Stickerei. Jeder Tempel besitzt

einen oder mehrere Thoravorhänge. Er verdeckt das Allerheiligste, den die Gesetzesrollen enthaltenden Thoraschrein. Er zeichnet sich durch Farbigkeit und reiche Goldstickerei aus. In Schlesien ist die Verschiedenfarbigkeit von Spiegel und Borte typisch, ohne daß es jedoch möglich wäre — wie z. B. in der katholischen Kirche — bestimmte Farbenvorschriften für die einzelnen Festtage nachzuweisen. Der älteste Thoravorhang der Ausstellung von 1751, im Besitz des Breslauer Kunstgewerbemuseum, ist in seiner Einfachheit wesentlich verschieden von den späteren Arbeiten. Über dem rotsamtnen Spiegel mit in Silberfäden bei der Beschneidung üblichen hebräischen eingestickten Segenssprüchen findet sich in einem grünseidenen Feld im Silber eine aufgestickte Thorakrone mit der hebräischen Widmung der Stifter. Über diesem Felde und unterhalb des Spiegels ist je ein Davidstern in Goldborte aufgenäht. Dieser aus einer Breslauer Synagoge stammende Thoravorhang entspricht in seiner schönen Sachlichkeit am meisten unserem heutigen Schönheitsempfinden. Nach der Jahrhundertmitte wird ein anderer Typ vorherrschend. Der Thoravorhang der Synagogengemeinde in Langendorf D.-S. von 1783 (siehe Abb.) ist dafür ein gutes Beispiel. Ikonographisch finden wir die gleichen Kultmotive wie auf den Thoraschilden. Der weinrote Samtspiegel trägt in Gold- und Silberstickerei die von zwei Cherubim bewachte Bundeslade. Die beiden Säulen sind in einer bis zu 5 cm sich höhenden Reliefstickerei ausgeführt. Es wäre ein Irrtum, wenn man auf dem Überhang etwa aus den beiden Motiven des Siebenarmigen Leuchters oder des Tisches mit den 12 Schambroten den Einfluß des Louis-Seize wahrnehmen wollte, da die straffe, gradlinige Stilisierung gerade dieser beiden Motive in gleicher Form früher und später sich wiederholt. Der Grundzug all dieser Stickereien ist bis tief in das 19. Jahrhundert hinein barock, was auch schon rein äußerlich in der Technik, in der Vorliebe für die auf plastische Wirkungen mit starken Schatteneffekten ausgehende Reliefstickerei zum Ausdruck kommt.

Mit dem zweiten abgebildeten Thoravorhang (s. Abb.) hat es eine besondere Bewandtnis. Angeblich soll er aus einer Schlittendecke Napoleons verfertigt sein. Das ist auf keinen Fall richtig. Ursprünglich war dieser Vorhang eine rotsamtne Tischdecke, die in den Ecken und Kanten die noch erhaltenen Blumenthymen aufwies. Der Spiegel war leer. Dieser wurde nun in Reliefstickerei mit dem die Gesetztafeln haltenden Löwenpaar und der Thorakrone bestickt, die Kanten wurden neu abgesäumt und unten ein Stück mit der Widmungsinschrift angesezt. In der eingerahmten Inschrift unterhalb der Gesetztafeln ist das Widmungsjahr 1804 angegeben. Der Stilcharakter der ursprünglichen Decke entspricht im Gesamthaarakter deutschen Arbeiten etwa um 1740. Die ausgezeichnete Stickerei, die wundervolle klare Durchbildung der Einzelmotive ist von erlesener Qualität. Das Motiv dieser Phantasieblumen ist jedoch nicht deutsch. Vielleicht haben wir es hier mit einer italienischen Arbeit zu tun.

Zum Schluß sei erwähnt, daß die Ausstellung noch Arbeiten von zwei mit Namen bekannten jüdischen Künstlern zeigte. Es handelte sich um einige, z. T. recht gute Bildnisse aus der Biedermeierzeit der Brüder H e n s c h e l in Breslau.

Diese Ausstellung hat bewiesen, daß der Gedanke, ein jüdisches Museum Ostdeutschlands in Breslau zu errichten, seine volle Berechtigung hat. Möchte er bald Wirklichkeit werden und den Osten um eine neue Sehenswürdigkeit bereichern.

Die Bilder sind uns liebenswürdigerweise aus dem Katalog des vom Verein „Jüdisches Museum Breslau“ in den Räumen des Schlesischen Museums für Kunstgewerbe und Altertümer veranstalteten Ausstellung „Das Judentum in der Geschichte Schlesiens“, verfaßt von Erwin Hinze, überlassen worden.

Das Krappiher Heimatmuseum

Am schönen Oderstrand, woselbst Kalköfen und die Papierfabriken ihre Rauchschwaden weithin ins Land senden, liegt die Kleinstadt Krappiš. In den Sommermonaten bildet dieser Ort der herrlichen Promenadenanlagen, der Papierfabriken und anderer Sehenswürdigkeiten zufolge das Ziel vieler Ausflügler, Vereine und Schulen. Seit Oktober 1928 besitzt Krappiš ein Heimatmuseum, wie es sonst nicht in größeren Mittelstädten zu finden ist. Eigentümer desselben ist Rektor Strzala, z. Bt. in Krappiš, der seit früher Jugendzeit eine äußerst rege Sammeltätigkeit von Schmetterlingen, Käfern, Gesteinen usw. entfaltete und somit den Grundstock zu einem Heimatmuseum, das den Stolz der Stadt bildet, legte. Durch Austausch, Kauf, Schenkungen usw. wurde die Sammlung immer reichhaltiger.

Am 16. Oktober des Vorjahres erfolgte in Anwesenheit einer Anzahl prominenter Persönlichkeiten (Regierungsdirektor Dr. Weigel, Kreisschulrat Koßolt, Landrat Graf Matuschka u. a. m.) die feierliche Einweihung des in 2 Dachstuben des hiesigen Rathauses untergebrachten Museums. Beim Betreten desselben erwecken die zahlreichen, zum Teil auch seltenen Erzeugnisse aus dem Pflanzens- und Tierreich unser lebhaftes Interesse. 10 000 Pflanzen, darunter manche Raritäten, können hier bewundert werden. Weitere 4000 Pflanzen harren noch der Benennung. In mehreren Schaukästen sind die in Oberschlesien vorkommenden essbaren und giftigen Pilze untergebracht. Sehr zahlreich sind die pflanzlichen Produkte aus den ehemalig deutschen Kolonien vertreten. Viel Bewunderung erregt eine Pflanze aus Palästina, sowie eine Distelart aus Australien. Beachtenswert sind u. a. auch die Wurzelwucherungen, Verwachsungen, Gallenbildungen usw. Des weiteren kann man seltene Gewürze aus den verschiedensten Erdteilen, Edelhölzer, ein Stück Holz aus dem Toten Meer, das sich vorwiegend durch seine Schwere auszeichnet, daselbst schauen. Reich ist auch die Tier- und Vogelwelt vertreten. Der zweite Raum birgt reiche Schätze aus dem Mineralreich, sowie unzählige Käfer und Schmetterlinge. Etwa 800 Arten von Fliegen, in- und ausländische Land- und Wasservanzen, sowie hiesige und ausländische Wespen, Käfer, Spinnen, Libellen und noch andere Seltenheiten zieren jenen Raum, daneben Halb- und Edelsteine, die verschiedensten Versteinerungen aus dem Dramatal und den Krappiher Kalksteinbrüchen, Verkieselungen, Muscheln, Schnecken von der kleinsten Art bis zur größten u. a. m. Die Zähne des Manuums, sowie die anderen Teile des in vorsintflutlichen Zeiten lebenden Tieres dürfen jedermann sehr interessieren. Neben anderen Raritäten zieren jenen Raum eine Mandarinengordenskette aus China, ein Bild in Elfenbeinschnitzerei, div. Wappen usw. Rektor Strzala, dem Besitzer des Museums, gebührt für seine Sammeltätigkeit Lob und Dank. Der Besuch kann jedermann nur warm empfohlen werden.

Faber-Krappiš.

Mitteilungen der Zentralstelle für Laienspielberatung Heimgarten / Neisse-Neuland

1. April

1929

Blatt 5

Volkslied.

„Zurück zu den Quellen! Zurück zu den ursprünglichen Lebenskräften unseres Volkes, zu seinen großen geistigen Schäben! Dazu gehört auch das Volkslied, diese kostliche Blume, die den Wesensgründen des deutschen Volkes entsprossen, den ganzen Duft und die unvergängliche Frische des reinen, gesunden, froniuen deutschen Glaubens und Liebens in sich trägt. Es ist wahrlich keine weltfremde Romantik, wenn wir zur Pflege dieser deutschen Werte aufrufen. Man dient in bestem Sinne seinem Volke, wenn man hilft, daß sein innerer Reichtum nicht verkümmere, daß die Lieder, Sprüche, Dichtungen, Ländze, Sitten und Gebräuche, in denen sich das deutsche Gemüt seine wesensgemäße Form geschaffen hat, erhalten bleiben. Aus Leben geboren, werden sie immer wieder schönes, reines starkes Leben.“

Besser kann man den Sinn aller Volksliedpflege wohl nicht darstellen, als es Clemens Neumann mit diesen Worten getan hat, die er seinem „Spielmann“ mit auf den Weg gab. Zugleich deuten sie auch an, welche innigen Beziehungen zwischen der gestaltenden Volksbildung und einer in richtige Bahnen geleiteten Volksmusikpflege bestehen. Unser heimgegangener Liederprofessor wußte es recht gut, warum er immer und immer wieder alle die mit dem Volkslied in lebendige Verührung brachte, die in den Heimgarten kamen, um sich selbst weiterzubilden oder um Hilfe in der Führung anderer zu suchen.

Seitdem Clemens Neumann diese Worte schrieb, sind Jahre vergangen, die für das Schicksal des deutschen Volksliedes von ganz auschlaggebender Bedeutung geworden sind.

Bis dahin war es ja fast ganz vergessen, allenfalls war es seit den Tagen Herders und Goethes zum Gegenstand literarischen Interesses geworden. Nur noch ein spärlicher Rest des so reichen deutschen Volksliederschatzes war noch im Volk klingend zu finden, in erheblichem Maße nur noch in Gegenden, in denen dieses alte Volksgut infolge einer Abschnürung von heimatlicher Kultur sorgfältiger gehütet worden war, wie etwa in den sudetendeutschen Sprachinseln. Da brachte uns Clemens Neumann seinen „Spielmann“. Unter Walther Hensels Führung verbreitete sich immer mehr die Singbewegung, die in ihren Singwochen Menschen verschiedenen Alters und Berufes zu ernster musikalischer Gemeinschaftsarbeit zusammenführte. Fritz Jöde entfaltete seine weit verzweigte Tätigkeit im Dienste des Volksliedes. Immer weitere Kreise erlebten die gemeinschaftsbildende Kraft der Musik, und so beginnt heute überall, wo Menschen miteinander singen, das Volkslied wieder lebendig zu werden und wieder „Schönes, starkes Leben“ zu erzeugen, sei es auf froher Wanderung, in der Stille des eigenen Heims, im Vereinsabend oder in der Schule. Freilich ist heute nicht mehr jedes Volkslied lebensfähig. Die Musik jeder Zeit hatte ihren soziologischen Hintergrund, und die Zeit, aus der uns so viele Volkslieder überliefert sind, hat mit der heutigen Lage kaum noch viel gemeinsam. Aber sind nicht die Tatsachen, daß Tausende das Volkslied wieder singen und es in den Tages- und Jahresablauf mit einbauen, daß Volksliedsingstunden im Radio begeisterte Zeitschriften aus allen Schichten des Volkes hervorrufen, sind diese Tatsachen nicht Beweis

genug, daß es so viel überzeitlichen Wert und so viel Gegenwartsverbundenheit besitzt, daß es sich lohnt, ihm nachdrückliche Pflege angedeihen zu lassen? Was dabei dem heutigen Menschen nicht mehr entspricht, wird von allein den Weg zum Volk nicht finden oder sich selbst abschleifen.

Noch in anderer Hinsicht ist Auswahl notwendig: auch unter den Volksliedern gibt es Melodien und Texte, die minderwertig sind. Die Maßstäbe hierfür sind in den letzten Jahren strenger geworden, besonders seit Walther Hensel auf seinen Singwochen und durch seine „Lied und Volk“ genannte „Streitschrift wider das falsche deutsche Lied“ einen leidenschaftlichen Kampf gegen alles Unechte und Unge-
sunde in Volkstum und Lied begonnen hat. Die Neuauflage des „Spielmanns“ etwa zeigt ganz offenkundig derartige Einflüsse.

Und was vor allem notwendig ist: Ehrfurcht vor dem Lied. Es ist nicht zur Unterhaltung da. Es kommt nicht bloß darauf an, daß es gesungen wird; wichtiger ist, daß man durch das Lied zur Haltung kommt, aus der es entsprungen ist. Hier liegt der große erzieherische Wert des guten Volksliedes und des gemeinschaftlichen Singens.

Noch immer aber ist dieser Wert nicht überall in dem gewünschten Maße erkannt. Unser heutiges Blatt bringt deshalb einmal eine Übersicht über die Literatur, die Möglichkeiten einer vertieften Auseinandersetzung mit den hier vorliegenden Fragen, und Wege zu fruchtbringender Gestaltung des Volksliedsingens aufzeigt. Diese Aufstellung ist nur eine engbegrenzte Auswahl aus diesem, in den verflossenen Jahren fast unübersehbar gewordenen Gebiet, und sie soll in erster Linie dazu dienen, zum Singen, nicht zur „Literatur“ zu führen. Nur erste Hilfe können diese Hinweise bieten; die Hauptaufgabe: die beglückenden und gestaltenden Kräfte aktiven Musizierens in immer weiteren Schichten zu wecken, wird auch weiterhin den Singwochen zufallen, die der Heimgarten künftig in regelmäßigerer Weise veranstalten wird. Unterdessen sei nicht vergessen, was Fritz Jöde in seiner Schrift über „Musik und Erziehung“ sagt — es werden hier wieder die Berührungspunkte der Singbewegung mit

den Bestrebungen der Erwachsenenbildung deutlich:

„Was nützt es, wenn wir für schlechte Lieder gute einsehen, weil uns gesagt ist, sie seien gut, und pendeln doch in unserem übrigen Sein zwischen gut und böse hilflos hin und her? Was nützt es, wenn wir nur hören, dieje Kämmermusik sei besser als jene, und laufen blind dem Worte nach, ohne in unserem übrigen Leben bessere Wege einzuschlagen? Was nützt es, wenn wir nur die bisherige Musikerziehung durch eine andere ersehen, vielleicht bloß, weil jene drückt und diese schmeichelt, ohne zu fühlen, daß Musikerziehung von Menschenerziehung im ganzen gar nicht zu trennen ist? Alles ist eitel, wenn sich nicht das eine erneuert, unser menschliches Sein, unsere Gemütsbildung.“

1. Zur Einführung in die Grundlagen:

1. Sahr, Das deutsche Volkslied. Sammlung Göschens Nr. 25 u. 132, Verlag W. de Gruyter & Co., Berlin W. 10. 4. Aufl. 1928, 2 Bde. zus. 250 S., (geb. d. je 1,50 M.)

Kurze, vortreffliche wissenschaftliche Einführung in das weite Gebiet des deutschen Volksliedes mit 100 gut ausgewählten Liedern (vollständige Texte und Weisen!)

2. Haus Mersmann, Das deutsche Volkslied. 1922. 50 S. mit 20 Bildern. Verlag Jul. Bard, Berlin W. 15, (brosch. 2,— M., geb. d. 3,— M.)

Wohl die beste Darlegung der „geistlosen Kulturwerte“ des Volksliedes, also „nicht vom rein historischen oder theoretischen Gesichtspunkte“ aus, sondern unserer Zeit weisend. Wesen, Entstehung, Verbreitung, Wort und Ton des Liedes als Organismus, Volkslied und Kunstmusik. (Mit zahlreichen Melodiebeispielen.)

3. Janiczek (Walther Hensel), Im Zeichen des Volksliedes. Ein Wegweiser für Heimat und Volk zu einer musikalischen Erweckung als notwen-

- dige Vorstufe der Erneuerung. 1923, 110 S., Sudetendeutscher Verlag Fr. Kraus, Reichenberg. (Etwa 1,50 M.) Aus praktischer Arbeit in schlichter Sprache.
4. **Walther Hensel, Lied und Volk.** Eine Streitschrift wider das falsche deutsche Lied. Neuauflage 1928, 40 S. Verlag Joh. Stauda, Augsburg. (1,- M.) Knapp gehalten, das Wesentliche herausstellend, durch Beispiele überzeugend, aufrüttelnd, in Liebe zu Lied und Volk zu uns allen gesprochen.
5. **Helmut Pommer, Des Volkes Seele in seinem Liede.** 1926, 90 S. Bärenreiter-Verlag, Kassel. (2,70 M.) Aus der Arbeit in deutschen Volks- gesangvereinen Österreichs hervorgegangen, eine Einführung für Gesangvereinsleiter. (32 ausgewählte Liedbeispiele aus Gegenwart und Vergangenheit, mit Melodie und Text.)
6. **Im Sängerbuch-Kalender 1927** (D. S. B.) Verlag Dt. Sängerschaftsstelle, Wien 1, bringt Dr. Karl Liebleitner („Vom Singen des Volksliedes“) aus seiner 40-jährigen Praxis beherzigenswerte Einsichten! „Um schönsten singt der Volkslieder, der sie am heissen liebt.“
7. **Olga Hensel, Vom Erleben des Gesanges. Eine Hilfe zur Stimmbildung.** 1925. (55 S.). Bärenreiter-Verlag, Kassel. (1,50 M.) „Dem Singen ist, so glauben und wissen wir, ein kostlicher Teil gegeben an unseres Volkes Erneuerung. Und zu dem Singen mit diesem hohen Ziel möge euch, die ihr im Lied die deutsche Seele sucht, das Büchlein helfen.“
- II. Zum Aufbau:
An den Anfang der Liedersammlungen dürfen wir die unseres heimgegangenen „Spielmanns“ aus dem Heimgarten stellen:
1. **Klemens Neumann, Der Spielmann.** Liederbuch für Jugend und Volk (200 S.) 9. Auflage 1928 (10,- 115. Tausd. Mainz, Matth. Grünewald-Verlag, (Gangleinen, Dünndruck 3,60 M.). Klemens Neumann, **Der kleine Spielmann.** Gleicher Verlag. (1,80 M.). (Bei Sammelbestellung auf beide „Sp.“ Ermäßigung.)
- Diese letzte, endgültige Neubearbeitung des „Spielmanns“ bringt 275 einstimmige Lieder (mit Lautenbuchstaben). Fast 100 kamen neu hinzu. Man hat diese Ausgabe, „das beste deutsche Volksliederbuch“ genannt. Sie ist das Testament Prof. Neumanns an die Jugend geworden. „Mit diesem Dank wollen wir seine Gabe empfangen: was der „Spielmann“ durch sein persönliches Wirken in lebendigen Seelen aus unerschöpflichen Quellen geweckt hat, das soll als kostbares Erbe wachsen und weiterbauen am neuen Werden von Lied und Volk.“ Der „kleine Spielmann“ bringt eine Auswahl von 160 Liedern mit ihren Weisen.
2. **Joh. Häßfeld, Tandaradei.** Benno Filsler-Verlag, Augsburg (früher Volksvereinsverlag M.-Gladbach), (geb. d. 3,60 M.) Enthält 370 Lieder, meistens mehrstimmig gesetzt.
3. **Walther Hensel, Der singende Quell.** Bärenreiter-Verlag, Kassel. (Kart. 1,- M.) 60 Lieder für Fahrt und Herberge in einfachem, zweistimmig. Saz. — „Der wandernden Jugend.“
4. **Das Singeschiff.** Herausgegeb. v. Kath. Jungmännerverband im Jugendführerverlag, Düsseldorf. 1928. (Kart. nur 30 Pf.) Nur Texte von 100 ausgewählten echten Volksliedern; weist auf die Weisen in oben genannten Liederbüchern hin.
5. **Frisch Jöde, Der Irrgarten.** 1928. Georg Kallmeyer-Verlag, Wolfenbüttel. (Kart. 1,50 M.)

160 Kanons für die Jugend. Aus allen Seiten. Bei den verschiedensten Gelegenheiten zum fröhlichen Sang. (Auch der „Spielmänn“ enthält 10 solcher „Singrädchen.“)

III. Zum Ausbau:

Volkliedersammlungen in mehrstimmigen Säzen mit und ohne Begleitung von Instrumenten.

1. **Fritz Höde**, *Der Musikant*. Georg Kallmeyer-Verlag, Wolfenbüttel. (Jedes Heft 1.- Kart. 0,90 M., mit Leinenrücken 1.- M., Gesamtausg. 6 Hefte, Ganzleinen, Dünndruckpapier 6.- M.)
3. Heft: Alte und neue Lieder für Einzel-, Wechsels- und Chorgesang, einstimmig, zweistimmig und mit Instrumenten.
4. Heft: Volks- und Kunstdlieder, meist in polyphonen Säzen mit und ohne Begleitung von Instrumenten.
5. Heft: Lieder u. Gesänge alter Meister.
6. Heft: Ein- und mehrstimmige geistliche und weltliche Gesänge von Joh. Geb. Bach.
2. **Kühn-Haupt**, *Klingende Heimat*. Abt. III Schul- und Hausmusik zum Singen u. Spielen. Verlag Moritz Schanenburg, Lahr/Baden. (2 Hefte, je 0,70 M.) Zwei- und mehrstimmige polyphone Mußl. (50 und 40 Lieder).
3. **Walther Hensel**, *Wach auf!* Festliche Weisen in alten und neuen Tonsäzen, vom Turm zu blasen oder in Gemeinschaft zu singen. (Gebd. 4,80 M.) Gruppen: Der Tag bricht an — Lob singet! — Mit Pauken und Trompeten — Das Christkindlein — Leiden und Auferstehung — Die fröhlich Sommerzeit — Unser Frauen Lob — Ernstes Löne — Volk in Not — Abendgang — Abschied — Gedanken des Todes — Empor die Herzen.
4. **Walther Hensel**, *Das Aufricht* Fähnlein. Liederbuch für Studenten und Volk. (Gebd. 6.— M.) Fast 200 Lieder in meist dreistimmig. Saz.
5. **Walther Hensel**, *Der Prager Spielmänn*. Ein Sing- und Spielbüchlein. (2,40 M.) 12 Lieder mit Instrumentalbegleitung oder in mehrstimmigem Saz, 10 Instrumentalsäze leichter Volkstänze.
6. **Walther Hensel**, *Werch und Nachtgall*. Ein Singebüchlein für Mädchen. (0,80 M.)
7. **Walther Hensel** u. K. Nowak, *Gudrun*-Liederblatt. Nr. 3—7 im Verlag Joh. Stauda, Augsburg. (0,80 M.) Für Frauenstimmen.
8. **Ad. Seifert**, *Der Rosenstrauch*. Bärenreiter-Verlag, Kassel. (0,80 M.) Dreistimmig.
9. **Fritz Höde**, *Frau Musica*. Ein Singbuch fürs Haus, aus dem einstimmig und mehrstimmig zu singen und dazu auf allerlei Instrumenten zu spielen ist. Berlin SW. 68, Dt. Buch-Gem. 1929 (Halblederbd. 7,80 M. bis 31. 4., für Mitgl. nur 6,50 M.), 522 S. 100 Abbildg. 630 Volkslieder und Lieder unserer Meister (Häfner, Praetorius, J. S. Bach, Schubert, Brahms ...) Drei Hauptgruppen: Tages-, Jahres- und Lebenskreis (Morgen, Schaffen, ... Scherz, Tanz, Abend / Weihnachten, Neujahr ... Wandern / Kinderspiel ... Heimat und Volk, dem Ewigen). Eine Fülle von Möglichkeiten des häuslichen Musizierens!
10. **Bernh. Rieslich**, Deutsche geistliche Gesänge für das ganze Kirchenjahr. 1928, Paderborn, Schöningh. (Ganzleinen 4,20 M.) 170 Lieder, ein bis vierstimmig (vorläufig Ausg. A für gleiche Stimmen), einige mit Begleitung von Klarier, Orgel oder anderen Instrumenten. Sehr

zu empfehlende Sammlung. Gruppen: Advent — Weihnacht — Epiphanias — Vom Namen Jesu — Passion — Ostern — Himmelfahrt — Pfingsten — Dreifaltigkeit — Kronleuchtern — Marienlieder (20) — Zu den Engeln und Heiligen — Bitte, Lob und Dank — Von den letzten Dingen.

11. Hermann Müller, *Kyroleis. Kleiner Psalter geistlicher Lieder*. Matth. = Grünewald-Verlag, Mainz. (1,40 M und billiger.) Einzigartige Auswahl älterer Kirchenlieder (50), in der Anordnung dem Kirchenjahr angepaßt, einstimmig, mit Lautenbuchstaben. Die Lieder sind sämtlich auch in den älteren Auflagen des „Spielmams“ enthalten, in der neuen zum Teil.

Hansmaria Dombrowski hat dazu Orgelbegleitungen für Kirche und Haus geschrieben. (Bennos-Flößer-Verlag, Augsburg, 1929, gebd. 5.— M.)

In ehrfürchtigem Einhören und zuchtvoller Musizierfreude wird mit modernen Mitteln die herbe Schönheit der edlen Weisen offenbar. Es entspricht dem Geiste der edlen Lieder, wenn dieses Werk in oft so schlichter Weise die Schwere und Statik der Altkordäulen löst und vor der Melodie-Berstücklung der üblichen Begleitung bewahrt.

12. „Friede sei mit Dir“. Kath. Gesang- u. Gebetbuch, 1928. Selbstverlag Franz Hoffbauer, Opole u. Potsd. (638 S., gebd. 4,50 M und billiger.)

Ausführliche Würdigung durch G. Strecke im „Oberschlesier“, Dez. 1928.

Aus dem gleichen Heft 12 des 10. Jahrg. sei auf das oberösterreichische Volksliedarchiv in Beuthen O/S., Altes Stadthaus, hingewiesen. (Vgl. „Oberschlesische Volkskunde“, Heft 1/2, Beilage des „Oberschlers“, Märzheft 1929.)

Durch die Empfehlungen 10—12 soll die Einheit des kirchlichen Singens nach dem Diözesangbuch nicht gestört werden. Das geistliche Volkslied trägt oft keinen ausgesprochen kirchlichen Charakter, sollte viel mehr daheim und in den Vereinen gesungen werden. Hier

bestand bis vor kurzem ein fühlbarer Mangel an wertvollen Ausgaben. Wenn aus besonderem Anlaß auch in der Kirche ein neues Lied gesungen würde, wenn bei dem großen Mangel an liturgischen deutschen Singmessern z. B. in der Pfingstzeit die beiden Mitglieder (Hoffbauer S. 57 u. 59) Aufnahme fänden, würde nichts zerstört, wohl aber aufgebaut.

IV. Zur Werkarbeit:
Gediegene „Fliegende Blätter“ in billigen Ausgaben.

1. Walther Hensel, *Finkensteiner Blätter. „Lebendiges Liederbuch in monatlicher Folge für Jugend und Volk“*. Bärenreiter-Verlag Kassel. (Jedes Heft 8 S. 20 Pf.)

Bisher 5 Jahrgänge = 60 Hefte, die stets unter einem bestimmten Gesichtspunkt zusammengestellt sind (z. B. Warterlieder, Morgenlieder, Weihnachtslieder), in ein bis vierstimmigen Säzen, mit und ohne Instrumenten, oft mit Erläuterungen. „Die Finkensteiner Blätter wollen eine Art Elementarschule sein zur Pflege des Volksliedes“. Diese Aufgabe erfüllen sie. In ihren laufenden Gesamtjahrgängen bieten sie einen kostbaren Liederschatz.

2. Kleine Bärenreiterausgaben. Gleiches Verlag. (10—20 Pf.)

3. Die „Lösen Blätter“ im Verlag Georg Kallmeyer, Wolfenbüttel (10, 15 u. 25 Pf., bei groß. Bezug Ermäßigung.)

bieten in ihren bisher erschienenen (160) Nummern vom einstimmigen Lied bis zu reiner Instrumentalmusik die beste und größte Auswahl.

4. Die Singstunde, herausgegeb. von Friß Jöde, ebenfalls bei Kallmeyer erschienen. (Jedes Blatt 5 Pf., Abgabe nicht unter 20 Stück, bei Mehr bezug Ermäßigung.)

Einstimmige Volkslieder (auf mehrstimmige Bearbeitungen wird verwiesen), zur Massenverbreitung (für offene Singstunden, Singabende in Vereinen usw.) Nr. 2 enthält z. B. 6 Neujahrswünsche und einen Scherzkanon.

M i t t e i l u n g e n / B ü d h e r e c k e

Dr. B. v. Richthofen, Gehört Ostdeutschland zur Urheimat der Polen?

Kritik der vorgeschichtlichen Forschungsmethode an der Universität Posen. (Ostland-Schriften, herausgeg. vom „Ostland-Institut“ in Danzig, Heft 2) 50 Seiten. Unter der Literatur der letzten Jahre, die auf die oberschlesische Heimat Bezug nimmt, ist oben genannte Schrift eine der wichtigsten, richtet sie doch in wissenschaftlich tiefgründiger Weise die tendenziöse Forschungsmethode gewisser polnischer Kreise, die darin besteht, unter dem Deckmantel wissenschaftlicher Arbeit politische Hetzarbeit zu treiben.

Der Professor für Urgeschichte an der Universität Posen, Dr. Kostrzewski, und seine Schule — Dr. A. Karpinska, Museumsleiter Pfarrer Dr. W. Lega und Kowalenko sind insbesondere die Träger der gekennzeichneten Tätigkeit. Ihre Arbeit fußt auf folgendem Trugschluss: Da verschiedene Teile Ostdeutschlands, Österreichs usw. in ur- bzw. frühgeschichtlicher Zeit von den „Urslawen“ und den Slawen besiedelt gewesen seien, habe Polen auf diese Gebiete ein altes unumstößliches Recht. — Es bedarf nicht vieler Worte, um die Hinfälligkeit dieses Schemas zu beleuchten. Mit gleichem Recht könnte beispielsweise Deutschland Teile Italiens oder Ungarns für sich fordern, siedelten doch da germanische Stämme. —

Es sind vor allem 4 Punkte, die von R. betont werden, um Polens „Recht auf die erwähnten Gebiete zu begründen“. Sie entsprechen natürlich keineswegs der richtigen wissenschaftlichen Auffassung. Vielmehr nimmt hierin die Schule R. in der europäischen Urgeschichtsforschung eine krasse Sonderstellung ein, die ihren internationalen Ruf immer mehr vernichtet.

1) R. bezeichnet die Träger der so genannten „lausitzer Kultur“ (etwa 1400 — 500 v. Chr.) als „Urslawen“ und behauptet, daß sich die Heimat der Urslawen mit dem

Ausbreitungsgebiet dieser Kultur decke.

Die Mehrzahl der Gelehrten schreibt die erwähnte Kultur weder Germanen noch Slawen zu, sondern einem ausgestorbenen Volke, das den alten Illyriern nahestand. Auch die ausländische Forschung steht übrigens auf diesem Standpunkt, so beispielsweise Prof. Gordon Childe von der Edinburger Universität. Die meisten tschechischen Gelehrten und sogar polnische Forcher teilen diese Ansicht. Staatskonservator Dr. Cervinka-Brünn schreibt: ... „So ist z. B. die Verbindung der Slawen mit der Kultur der Urnenfelder (= lausitzer Kultur) völlig verfehlt.“ Ähnlich äußert sich u. a. Prof. Roswadowski-Krakau.

2) R. bezweifelt den germanischen Charakter der Gesichtsurnenkultur (um 500 v. Chr.) und behauptet, daß sie nur in Niederschlesien auftrete, Oberschlesien aber nicht berührt habe.

In dieser Stellungnahme steht R. fast allein da, denn selbst seine Schülerin Dr. Karpinska bezeichnet die Gesichtsurnenkultur als germanisch. Auch der Versuch, die Kultur der Steinkistengräber auf Niederschlesien zu beschränken, trägt den Stempel der Unwissenschaftlichkeit. Ein bekannter Fundort der frühen Gesichtsurnenkultur, Raulow, Kreis Namslau, liegt nur 10 km von der oberschlesischen Grenze entfernt, und in Proßlitz, Kr. Kreuzburg, und Oppeln fanden sich gesicherte Kulturreste der jüngeren Steinkistengräberkultur.

3) R. bestreitet das Abwandernder Träger der „lausitzer Kultur“, jener angeblichen „Urslawen“, und betont, daß sie als Dienerschicht unter einer „möglicherweise germanischen“ Herrenbevölkerung im Lande verblieben sei. (Wandalenzeit 1. Jhd. v. Chr. — 5. Jhd. n. Chr.)

Daß ein Teil der illyrischen Bevölkerung im

Land zurückblieb und sich beispielsweise mit den Frühgermanen vermischt, meinen auch deutsche Forscher — ein Beweis ihrer durch keinerlei politische Bestrebungen gefärbte wissenschaftliche Arbeitsweise. — Die Bodenfunde lassen aber erkennen, daß die Hauptmasse der Illyrier¹ abwanderte und z. T. vielleicht auch zugrunde ging. Dafür kommen verschiedene Ursachen in Frage, nicht nur das Eindringen der Frühgermanen, vielmehr auch das der Skythen und Kelten, sowie wohl auch das Eintreten einer Klimaverschlechterung.

Wenn die „Urslawen“ als Unterschicht der Wandalen in Schlesien gelebt haben sollen, müßte man ihre Spuren aus dieser Zeit im Boden finden; das ist jedoch nicht der Fall, es werden aus diesem Abschnitt nur wandalische Überreste geborgen. Der polnische Forscher Dr. Jakimowicz in Warschau schrieb 1925, daß noch nirgends in Ostdeutschland slawische Funde bekannt seien, die sicher älter wären als aus dem 10. Jhd.

4) R. übergeht die große Kulturarbeit der durch die eingefessenen Piasten und die Kirche hergerufenen deutschen Rückwanderer und schreibt, daß polnische Siedler beispielsweise Glogau, Liegnitz, Breslau, Schweidnitz ... gegründet hätten.

Hier verloht es sich tatsächlich nicht, auf R.'s unsinnige Behauptungen einzugehen. Die historische Wissenschaft hat es hundertfältig auschriftlichen Urkunden usw. nachgewiesen, daß Siedler aus Thüringen, Hessen, Franken usw., Schlesien kultivierten. — — —

Vorstehende Sätze werden genügen, um zu zeigen, wie unwissenschaftlich die Schule R. arbeitet und wie sich dagegen die deutschen Urgeschichtler in ihrer Forschertätigkeit durch keinerlei politische Tendenzen beeinflussen lassen. Was läge unsern Forschern z. B. näher als die „Lausitzer Kultur“ germanischen Stämmen zuzuschreiben. Und doch gibt es nur einen deutschen Gelehrten, der das tut. Jedoch besteht ein großer Unterschied zwischen diesen,

¹ Der Kürze halber werden hier die Träger der Lausitzer Kultur als Illyrier bezeichnet, trotzdem das eine Arbeitshypothese ist. H.

Prof. Schuchardt und Prof. Kostrzewski. Schuchardt kam durch eine falsche Auswertung von Sätzen des Tacitus² zu obiger Ansicht und hat sie nie politisch ausgewertet.

G. Hoffmann.

*

In Heft 1 der „Ostlandschriften“ unterrichtet Th. Johannsen in tiefschürfender Weise über die Absichten, die Polen mit seinem Ostseehafen Gdingen verfolgt; es ist auch eine jener notwendigen Arbeiten, die unser deutsches Grenzlandgewissen schärfen dürften. Für uns Oberschlesier ist das aufschlußreiche Kapitel „Gdingen und Oberschlesien“ (Die Kohlenmagistrate) besonders lehrreich.

Dr. Israel Rabin, Die Juden in Bülz, Buchdruckerei der Neustädter Zeitung, 44 Seiten.

Derf., Vom Rechtskampf der Juden in Schlesien (1582—1713), Selbstverlag des Verfassers, 84 S. u. Anhang.

Das kleine oberschlesische Städtchen Bülz im Kreise Neustadt war durch viele Jahrhunderte Zufluchtsstätte und Stützpunkt des Judentums, und die Erinnerungen von Bülz sind nicht nur eine wichtige Geschichtsquelle für das schlesische Judentum, sondern auch für die Heimatkunde und die schlesische Geschichte überhaupt. Wir müssen deshalb Dr. Rabin, der als Dozent am jüdisch-theologischen Seminar in Breslau wirkt, sehr dankbar sein, daß er dieses umfangreiche Arbeitsgebiet gründlich und gewissenhaft durchforscht und die Ergebnisse seiner Arbeit der Öffentlichkeit vorlegt. Das Büchlein „Die Juden in Bülz“, das noch durch einen wertvollen Bilder- und Urkundenanhang sich auszeichnet, kam anlässlich der 700-Jahrfeier der Gründung der Stadt Bülz heraus und gibt eine volkstümliche Darstellung der Geschichte der Bülzer Juden. (Vergl. weiterhin den Aufsatz von Dr. Rabin in diesem Heft.)

² S. Schuchardt, Alteuropa, 2. Aufl., Berlin 1926 (de Gruyter.)

Hans Heckel,
Geschichte der deutschen Literatur
in Schlesien. I.

(Ostdeutsche Verlagsanstalt Breslau 1929). Die Zeit, in welcher Literaturgeschichte nichts war, als eine Aufzählung von Namen und Büchertiteln, ist Gottseidank vorüber. Man hat begriffen, daß eine Erscheinung wie das geschriebene — oder in älteren Zeiten gesagte, Wort nicht aus dem ganzen geschichtlichen Verlauf herauszulösen und für sich zu betrachten ist. Literatur, — da wir nun einmal diesen greulichen terminus verwenden müssen, — Literatur ist nichts als eine — neben anderen — Geistesäußerungen. Und eben so wenig wie man Malerei oder Plastik oder Musik oder das Recht gesondert für sich betrachten kann, ohne zu ganz verzerrten und schiefen Ergebnissen zu gelangen, ebenso wenig kann dies im Falle der Literaturgeschichte geschehen. Man darf nichts anderes tun, als sie einordnen in alle geistigen Zusammenhänge, um sie dann zu verstehen suchen — als eine Äußerung ihrer Zeit. Das trifft natürlich vor allem die Motive, welche in einer oder der anderen Zeit behandelt werden. Dass Lohenstein und — freilich nur nebenbei — Moscherosch, und dann nach anderthalb Jahrhundertern Heinrich v. Kleist, und heute wieder junge Dichter Arminius dichten, daß wird man nur begreifen, wenn man den geistesgeschichtlichen Ablauf begreift. Aber nicht nur die Fabel, auch das Formale wird nur in solchem Zusammenhang begriffen werden können.

Ich bin kein Literaturhistoriker; ich bin nur immer wieder gezwungen, das, was der Literaturhistoriker bietet, zu nützen und zu benutzen. Ich weiß deshalb auch nicht, ob das, was ich so eben als Forderung erhob, in unserer Literaturgeschichte bereits geschieht. Aber ich weiß, daß immer wieder, wenn man zu irgendwelchen Darstellungen griff, der Wunsch aufwachte, daß es geschehen möchte. Denn immer wieder wird Literaturgeschichte als solche getrieben, und es fehlen ihr die Bindungen zur allgemeinen und zur Geistesgeschichte. „Wenns hoch kommt, erhält man einmal in einem kurzen Kapitel einen „kulturgeschichtlichen Überblick“. Und dort

wird man mit allerlei Gemeinplätzen abgespeist, die einem wirklich nichts lohnen und nichts dienen. Man fühlt, das sind die Ruhepunkte der Darstellung; da sagt sich der Verfasser: uff! Für ca. zehn Seiten geht jetzt die Karre von allein. Es ist das ungefähr dasselbe, als wenn in einer politischen Geschichte ein Absatz „Kunst und Wissenschaft“ gerät, und man dort mit der fulminanten Tatsache beglückt wird, daß unter die nicht-nationalen, wenn auch bedeutenden Dichter der Jahre um 1800 ein Weimarer Minister Goethe gehöre. Was den erwähnten Fall in einer Literaturgeschichte betrifft, so halte ich dafür, daß solche „Überblicke“ der wichtigste Teil je eines größeren Abschnittes seien. Denn erst aus ihnen kann ein Verständnis der Dichtung sich entwickeln. Dichtung ist ja, wie schon gesagt, nicht etwas für sich Bestehendes, sondern Ausdruck der Zeit. Und wie kann ich den Sinn der Dichtung erfassen, wenn ich die Zeit nicht kenne? Nicht, daß man die Abweichungen der Fabel bei den jeweiligen Poeten mitteilt und registriert, ist so sehr wichtig, als daß man es versucht, zu zeigen, warum sie abweicht, und was der Sinn solcher Abweichung ist. Und daß man ein Verständnis der Form von innen heraus gewinnt.

Das sind viel Worte und viel Forderungen zu — wie ich glaube — Selbstverständlichkeiten. Aber es ist gestattet, dergleichen vorzuschicken, wenn man von einem Buch zu handeln hat, um sich die Situation vollkommen klar zu machen. Und wenn ich jetzt versuche, das für die Heckelsche Arbeit Charakteristische herauszustellen, dann wird uns diese Vorverhandlung gewiß von Nutzen sein. Das nämlich, was Heckels Buch von allen bis jetzt bestehenden schlesischen Literaturgeschichten — wir haben ihrer wenig genug — abhebt, das ist es eben, daß hier die Literatur in einem größeren Zusammenhange erscheint. Zuerst einmal als Lebensäußerung eines Volkes, des schlesischen Stammes, von welchem Heckel im Eingang handelt. Dann aber auch als das Ergebnis bestimmter geistiger Strömungen, als Äußerungen ihrer Zeit. Fruchtbar ist diese Belehrungsweise in jedem Falle. Von außer-

ordentlichen Wert aber wird sie bei der Behandlung des Barock.

Die Darstellung des Barock ist in dem Heckelschen Buche ein Höhepunkt. Rein äußerlich — gehören ihm 203 Seiten von den 379 der Darstellung an, wobei man freilich berücksichtigen muß, daß in den reichlich zweihundert Seiten auch noch der Ausgang, die Jahre um Joh. Christian Günther, gegeben ist. Aber davon ganz abgesehen, — es handelt sich hier auch um die Zeit, in welcher Schlesien an vorderster Stelle marschierte, die deutsche Dichtung von Schlesien her Anreiz und Sporn empfing. Es ist hier nicht der Ort, von den Bedingungen zu sprechen, aus welchen eine solche Entwicklung möglich war. Gewiß liegt dem Erwachen, — worauf vor kurzem erst wieder Milch hinwies, — die religiöse Begabung des Schlesiens zugrunde.

Zum ersten Mal begegnet uns bei der Darstellung des Barock in einer schlesischen Literaturgeschichte der Ausdruck „Mystik“. Es ist ein seltsames Zusammentreffen, daß unabhängig von einander zwei Literaturhistoriker, in Gienzen Vietor, in Schlesien Heckel, zur selben Zeit, fast in den nämlichen Wochen, erkennen, daß Schlesiens mystischen Schrifttum „für den Geist des barocken Zeitalters eines der wichtigsten Elemente werden sollte“. Und es gehört zum Vorzug der Heckelschen Arbeit, daß sie — wovon im Eingang die Rede war, — in Geist und Sinn der schlesischen Mystik hineindringt und sie darzustellen versucht, — soweit sich Mystik überhaupt jemals darstellen läßt. Wenn hierbei, zu diesem Kapitel, eine Bemerkung gestattet ist, so sei es die, daß zeitlich — und den inneren Zusammenhängen nach — man Mystik und Schwärmerium lieber im Abschnitt Spätrenaissance und Barock, als in dem vorhergehenden behandelt sahe. Denn sie gehört nicht mehr in das religiös erregte Zeitalter der Reformation; sie weist ins 17. ja weiter ins 18. Jahrhundert. Man könnte beinah sagen, daß die Lutherische Reformation noch in das Mittelalter gehöre, aus den scholastischen Ideen heraus verständlich ist, — daß aber mit diesen Schwärmern ein neuer Abschnitt beginnt. Dass hier die neue Zeit beginnt.

Die Gegenwart. Denn es ist in E. das Entscheidende, daß jetzt auf einmal der offenbarte Gott zurücktritt vor dem erkannten Gott. Und daß die Schrift zurücktritt vor der Forschung. Das fängt bei diesen Schwärmern an, gewinnt Gewalt — und formt zuletzt die heutige Zeit, in welcher Erkenntnis und Forschung alles ist, und Offenbarung in ihre letzten Zufluchtsorte vertrieben wird.

Ich habe das deshalb betonen wollen, nicht um dem Heckelschen Buch etwas am Zeuge zu flicken, — es wäre böswillige Krittelei, aus solchen Dingen eine Verurteilung zu zimmern, und diese ausgezeichnete Arbeit hätte das wahrlich nicht verdient, — ich sage das nur, weil mir notwendig scheint, einmal ganz deutlich auszusprechen, daß diese Dinge nichts Totes und Vermorschtes darstellen, sondern daß wir auf ihnen bauen, daß unsere Zeit ohne das 16. und 17. Jahrhundert nicht wäre. Und daß wir deshalb verpflichtet sind, uns einmal recht angelegerlich mit alledem auseinanderzusehen. Wozu das Heckelsche Buch der beste Helfer und Führer ist.

Peuckert.

„König Europa“, ein Stück unserer ober-schlesischen Schriftstellerin Gertrud Niebuhr, wurde mit dem 2. Preis ausgezeichnet, den der V. D. A. (Verein für das Deutschtum im Ausland, Deutscher Schulverein) für Schülerspiele 1928 ausgeschrieben hatte. In der Prüfungskommission saßen u. a.: Böries von Münchhausen, Hans Johst, Friedrich Perkonig und Dr. Hans Kunzen.

Das schöne Werk ist bei Ludwig Voggenreiter (Pfadfinder-Verlag) Potsdam, erschienen und für 0.80 M zu haben.

„Der produktive Mensch, ein Volkserziehungsproblem“,

erschienen im Verlage von Franz Goerlich, Breslau, hat Schulrat Ernst Weyher zum Verfasser, der als tüchtiger Schulmann sehr viele Jahre seines arbeitsreichen Lebens in Oberschlesien wirkte. Die kleine Schrift ist die Wiedergabe eines Rundfunk-Vortrages des Königsberger Seniors und mahnt eindringlich, neben der mate-

riellen Produktion die Erziehung zum produktiven Latmenschen, die Sorge um die menschliche Seele nicht zu vergessen.

Im gleichen Verlage ließ Ernst Weyher anlässlich seines 60. Geburtstages eine zweite Broschüre „Heimat, Heimat!“ erscheinen, eine ethische Betrachtung über den Begriff und den Wert der Heimat und die Erziehung zu ihr, herausgearbeitet aus eigenen Lebensschicksalen. Über seine oberschlesische Wirksamkeit schreibt der jetzt in Allenstein antierende Verfasser: „Unter den vielen lieben, guten oberschlesischen Menschen mit ihrem treuen warmen Herzen, ihrer schnellen Auffassungsgabe und ihrer stark lustbetonten Arbeitskraft eroberten wir uns bald eine neue zweite Heimat, in der ich mit meiner Familie 18 Jahr zwar schwerer Arbeit, aber doch starker innerer Befriedigung gelebt und gewirkt hatte, bis ich auch aus dieser mühsam erarbeiteten Heimat infolge der politischen Verhältnisse (Abtretung der Stätte meiner Wirksamkeit — es handelt sich um Myslowitz — an Polen) vertrieben wurde und als Flüchtling nach Ostpreußen kam“.

Die Schrift gedenkt u. a. mit Wärme der heimattreuen Bewegung in Oberschlesien, der ja auch der Verfasser tatkräftig diente und der Mission der Heimatzeitschriften. Scz.

Die Tierwelt Deutschlands und der angrenzenden Meeresteile

- nach ihren Merkmalen und nach ihrer Lebensweise. Herausgeg. von Professor Friedrich Dahl. G. Fischer, Jena.
 6. Teil. Zweiflügler oder Diptera 1, Agromyzidae (80. Fam.) von Dr. Martin Herring, 1927. 172 S. Preis RM. 9.—.
 11. Teil. Zweiflügler oder Diptera 2, Allgemeiner Teil von Fr. Hendel, 1928. 135 S. Preis RM. 8.—.
 13. Teil. Zweiflügler oder Diptera 3, Mus-

cidae. Von O. Karl (Stolp) 1928. 135 S. Preis RM. 15.—.

Wenn die Fliegenfauna unserer Heimat noch sehr mangelhaft erforscht ist, so liegt das zum größten Teil an dem Fehlen von bequemen Bestimmungswerken für diese Insektenordnung. Der entomologische Heimatforscher muß deshalb das Erscheinen dieser 3 Teile von Dahls „Tierwelt Deutschlands“ besonders begrüßen. Fr. Hendel gibt im 11. Teil des Gesamtwerkes eine Einführung in die äußere Morphologie des Fliegenkörpers, sowie in das System der Fliegen. Brauers Zweiteilung der Ordnung in Orthorhapha und Cyclorrhapha wird aufgegeben und unter hauptsächlichster Zugrundelegung imaginaler Merkmale werden die Unterordnungen der Nematocera und Brachycera aufgestellt und ein unserer gegenwärtigen Kenntnis entsprechender Stammbaum konstruiert, wie auch im morphologischen Teil stammesgeschichtliche Gesichtspunkte im Vordergrunde stehen. Daran schließen sich ausführliche Bestimmungstabellen der Imagines und Larven aller deutschen Fliegenfamilien. (74 S.)

— Teil 6 des Werkes behandelt die interessante Gruppe der Agromyzidae, deren Larven durch ihre in Laubblättern mimierende Tätigkeit frühzeitig die Aufmerksamkeit der Entomologen auf sich gezogen haben, so daß gerade diese Familie gründlich erforscht ist. Im 13. Teil liegt eine Bearbeitung der 90. Familie, der Musciden, vor. Gerade dieses Werk wird vielen gelegen kommen, hat doch von der Bearbeitung dieser uns auf Schritt und Tritt begegnenden Gruppe der „Fliegen im engeren Sinne“ nur das Fehlen eines bequemen Bestimmungswerkes abgehalten. Die Artdiagnosen sind ausführlich, und die Bestimmung wird durch ökologisch-biologische Angaben und über 100 Abbildungen unterstützt. Auf 232 Seiten werden sämtliche deutschen Arten (gegen 80 Gattungen mit über 500 Arten) behandelt.

Urahne — Großmutter — Mutter und Kind
Im traufen Heim beisammen sind.
Verzückt ist ihr Blick — froh ihr Wesen,
Warum — ? Weil alle es lesen:

Paul Kuker's



Es enthält keine Märchen, sondern Sagen, die der Verfasser von der Quelle,
aus dem Volke geschnüpft hat und die er in leicht fühlbarer Weise wiedergibt.

Das Buch ist in Ganzleinen gebunden, hat 274 Seiten Text und ist reichlich mit Illustrationen
versehen. Es eignet sich in hervorragender Weise zu Geschenken für die Jugend. Aber auch der
Erwachsene wird es nicht aus der Hand legen, ohne von seinem Inhalt voll befriedigt zu sein.

Preis RM. 4.50

Zu beziehen in allen Buchhandlungen oder direkt beim

Verlag „Deutscher Wille“ G. m. b. H.
Birkenthal bei Berlin.

OBERSCHLESIER!

Die einzige Funkzeitschrift, die Eure Interessen beim Schlesischen Rundfunk sachlich u. zielbewußt vertritt, ist die

Ostdeutsche Illustrierte Funkwoche

Herausgeber: FRITZ ERNST BETTAUER

Im Straßen- und Buchhandel überall zu haben.



Auch in Gleiwitz
Telefunken-Sender
darum verwendet nur



TELEFUNKEN-

Empfänger, Kopfhörer, Röhren, Lautsprecher,
Kondensatoren, Körting-Transformatoren
überall erhältlich

Telefunken - Generalvertretung für ganz Schlesien

Rundfunk G. m. b. H.

BRESLAU 2, Neudorfstrasse 5.

Fernruf Stephan 37089.

OPPELNER KAFFEE-RÖSTEREI
ERNST HERRMANN - OPPELN

Telefon Nr. 193

Krakauer Straße 37

Telefon Nr. 193

DER GUTE BOHNEN-KAFFEE

von anerkannt vorzüglichem Geschmack und Aroma in den
Preislagen von Mark 2,80 bis Mark 4,60 per Pfund

Versand gegen Nachnahme porto- und spesenfrei.

Hansabank Oberschlesien

Aktiengesellschaft
Beuthen O.-S.

Zweigstellen in
Gleiwitz, Hindenburg
Kreuzburg, Oppeln
Rosenberg

Depositenkassen
in Landsberg
Mikultschütz
Pitschen

Ausführung sämtl.
bankmäßigen
Geschäfte
zu vorteilhaften Bedingungen



MASCHINENFABRIK KAPPEL CHEMNITZ



Uhren,
Gold- und
Silberwaren
gut und preiswert
bei

C. H. Hauschild
OPPELN

Tel. 510 Krakauer Str. 32 Tel. 510
Eigene Reparaturwerkstatt!

*Schütze
Dein Auge!*

Rat und Hilfe durch die

Optische Zentrale

Inh. C. H. Hauschild, Oppeln
Krakauer Strasse 32 — Tel. 510

Brillenlieferung für sämtl. Krankenkassen
Billigste Preise!

Alle Rezeptsachen u. Reparaturen sofort

Die Programme

der Schlesischen Sender
werden reichhaltig
illustriert und erläutert
in der

Schlesischen Funkstunde

dem einzigen offiziellen
Organ der Schlesischen
Funkstunde A. G.

*Schlesischer Funkverlag
G. m. b. H.
Breslau 18 / Im Sendehaus.*

*Röhrengerätbesitzer lesen
Ausgabe B mit genauem
Europaprogramm!*

Schlesische Monatshefte

Eine Heimatzeitschrift von wirklich
ausgeprägter und hoher Eigenart

nicht nur eine erstklassige, reich illustrierte Heimatkunde moderner Haltung, sondern
zugleich ein Sprechsaal für alle die namhaften Schlesier und über Schlesien schreibenden Fremden, die unsere provinzielle Kultur mit der gesamtdeutschen und
europäischen verbinden.
(Aus unserer Anerkennungsmappe)

**Das repräsentative Organ für
Kultur und Schrifttum der Heimat**

Monatlich 1.— RM. Probeheft und Prospekt bei Bezugnahme auf diese Anzeige frei
durch den Verlag Wilh. Gottl. Korn, Zeitschriftenabteilung, Breslau I, Schuhbrücke 83

Zur Hundertjahrfeier 1928



Karl Kobald

Franz Schubert

496 Seiten, 70 Bilder und 2 farbige Tafeln
Geb. RM. 7.—, Leinen RM. 10.—

Schubert, und als Hintergrund das Wien der Biedermeierzeit, die lieblichste und entzückendste Kulturepoche der alten Kaiserstadt, konnte keinen gemütvolleren und sachkundigeren Biographen finden als Kobald, dessen reich illustrierter „Beethoven“ — vier Wochen nach Erscheinen schon im 5.—9. Tausend — sich andauernd im In- und Ausland der größten Nachfrage erfreut.

In guten Buchhandlungen erhältlich!

Amalthea-Verlag
Zürich-Leipzig-Wien.

Die gediegene Geschäftswelt

gibt ihre Anzeigen dem

„Oberschlesier“

Man verlange den
Anzeigentarif!

Kindermeßbüchlein

zur stufenweisen Einführung in Wesen und Texte der heiligen Messe und in den Gebrauch der Laienmeßbücher
herausgegeben von Pius Bihlmeyer O.S.B.

Schott Nr. 6

für Unterklassen

Das Kind bei der heiligen Messe

Ganz einfache kindertümliche Meßgebete mit vielen zum Teil farbigen Bildern

104 Seiten

Geb. in Halbleinw. 1 M., in Leinwand 1.40 M.

Schott Nr. 7

für Oberklassen

Zum Altare Gottes will ich treten

Viele liturgische Meßgebete, dem Verständnis der Kinder entsprechend gekürzt / 17 Bilder
296 Seiten

Geb. in Halbleinw. 2 M., in Leinwand 2.50 M.

Verlag Herder / Freiburg im Breisgau



Erdmann Raabe
(Oppeln)

Graphische Kunstanstalt

Buchdruck + Steindruck + Lithographic
Buchbinderei + Alle vor kommenden Arbeiten
prompt u. preiswert + Verkauf aller Papiere
Bürobedarf + Büromöbel
Photographischer Bedarf

Hospitalstraße Nr. 1
Ring Nr. 16 + Fernnuf Nr. 23

ZUM ABSTIMMUNGSTAG AM 20. MÄRZ ERSCHIEN:

HEINRICH OTTO OLBRICH



DER LEIDENSWEG DES OBER- SCHLESIISCHE N V O L K E S

DIE GESCHICHTE DES OBERSCHLESIISCHEN VOLKES
VON DER REVOLUTION BIS ZUR TRENNUNG.

Preis in Ballonleinen RM. 6,—, stief broschiert RM. 4,50.

PRIEBATSCH'S BUCHHANDLUNG, Breslau u. Oppeln